

Der Zölibat römisch-katholischer Priester aus psychologischer Perspektive

**Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades einer Dr.in phil.
an der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaften
/ Abteilung Psychologie an der Universität Bielefeld**

vorgelegt von

Dipl.-Psych. Birgit-Sofie Rösgen-Biel

Erstgutachter und Betreuer: Prof. Dr. Rainer Dollase

August 2009

(redaktionell überarbeitet: August 2010)

**“Das einzige Wirkliche ist unsere
Leiblichkeit.”**

(B. H., Dorum, Juli 2006)

Danksagung

An erster Stelle danke ich Herrn Prof. Dr. Rainer Dollase – für seine spontane Bereitschaft, mich ihm bis zu meiner Kontaktaufnahme unbekannte Externe bei meiner Dissertation / Promotion zu betreuen, mir mit hilfreichen Ratschlägen zur Seite zu stehen und meine Bemühungen bis zuletzt zu würdigen.

Daneben gebührt mein Dank all jenen, die mich außerdem auf diesem – manchmal recht steinigen – Weg begleitet und unterstützt haben, sei es privat / moralisch oder fachlich / wissenschaftlich – allen voran meine Eltern, Andrea und Holger, Tanja, Matthias und Jan.

Auch den Priestern, die mir wertvolle Informationen gegeben haben, vor allem den suspendierten, die sich kurzfristig auf Initiative von Herrn Claus Schiffgen, dem Vorsitzenden der „Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen e. V.“, zur Teilnahme an meiner (Ersatz-)Untersuchung bereit erklärt haben, bin ich sehr dankbar – ohne Letztere wäre mein Unternehmen fast gescheitert.

Ich widme diese Arbeit meinen über alles geliebten Kindern Hanna, Jakob und Konrad. Ihr Geschenke des Himmels! Möge Euch stets ein Schutzengel begleiten!

Birgit-Sofie Rösgen-Biel

Bielefeld, August 2009 / 2010

Inhaltsverzeichnis

Fragestellung und Erkenntniswege

I.	Theoretischer Teil.....	3
1.	Der Zölibat aus theologischer Sicht	3
1.1	Der Begriff des Zölibats.....	3
1.2	Biblische Ursprünge des Zölibats.....	4
1.2.1	Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen.....	4
1.2.2	Ehe versus Ehelosigkeit - die Meliorismusdebatte seit apostolischer Zeit... ..	5
1.3	Historische Entwicklung der Priesterrolle und der Bedeutung des Zölibats.....	7
1.3.1	Das Priesteramt im Wandel der Zeit.. ..	7
1.3.2	Der Zölibat von der Spätantike bis heute.. ..	7
1.3.3	Die aktuelle Version des Zölibatgesetzes.....	9
1.4	Theologische Aspekte der Bedeutung des Zölibats.....	10
1.4.1	Der Zölibat aus christologischer Sicht.....	10
1.4.2	Der Zölibat aus ekklesiologischer Sicht	11
1.4.3	Der Zölibat aus eschatologischer Sicht.....	11
1.5	Das Phänomen der geistlichen Berufung.....	12
1.6	Thematisierung und Vermittlung zölibatärer Lebensweise in der Priesterausbildung	13

2.	Der Zölibat aus psychologischer Sicht	16
2.1	Intrinsische Motivation für zölibatäres Leben.....	16
2.2	Zölibat und Altruismus	18
2.2.1	Die soziobiologische Perspektive	18
2.2.2	Die philosophische Perspektive	19
2.2.3	Die sozialpsychologische Perspektive	20
2.2.3.1	Lerntheoretische Aspekte.....	20
2.2.3.2	Sozialpsychologische Theorien	21
2.3	Der Zölibat im Fokus von austausch- und investitionstheoretischen Überlegungen ...	22
2.3.1	Die Austauschtheorie Homans´	23
2.3.2	Die Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley.....	25
2.3.3	Das Investitionsmodell von Rusbult	27
2.3.4	Gerechtigkeitstheoretische Ansätze	28
2.4	Der Umgang mit dem Zölibat aus dem Blickwinkel emotions- und attributionstheoretischer Modelle.....	33
2.4.1	Die 2-Komponenten-Theorie von Schachter	34
2.4.2	Die Modifikation der Schachter-Theorie durch Valins.....	35
2.4.3	Die Theorie der Erregungsübertragung von Zillmann.....	36
2.4.4	Die Emotions- / Attributionstheorie von Weiner	37
2.5	Das Phänomen der kognitiven Dissonanz nach Festinger	39
2.6	Der Zölibat im Spiegel der Selbstkonzeptforschung	42
2.6.1	Die Theorie der objektiven Selbstaufmerksamkeit von Duval und Wicklund	43
2.6.2	Selbstüberwachung und Selbstpräsentation.....	45
2.6.3	Die Selbstwerterhaltungstheorie von Tesser.....	49
2.6.4	Die Theorie der symbolischen Selbstergänzung von Wicklund und Gollwitzer	51
2.6.5	Die Theorie der Selbstziele von Greenwald	52
2.6.6	Die Selbstdiskrepanztheorie von Higgins.....	57
2.7	Der Zölibat im Kontext von Impression Management	61

2.8	Zölibatbedingte Probleme und Gefahren im Alltag des katholischen Priesters.....	67
2.8.1	Die mangelnde Trennung von Beruf und Privatleben	67
2.8.2	Der Priestermangel - mögliche Ursachen und Konsequenzen .	69
2.8.3	Das Risiko zur Vereinsamung des katholischen Priesters	71
2.8.4	Sexualität, Sucht und Delinquenz	72
2.9	Die Entscheidung für den und das Leben mit dem Zölibat aus psychoanalytischer Sicht	78
2.9.1	Angst und Schizoidie	80
2.9.2	Doppelmoral und Abwehrmechanismen.....	83
3.	Zusammenfassung des theoretischen Teils	88
II.	Empirischer Teil.....	92
1.	Fragestellung der Untersuchung.....	92
1.2	Der aktuelle Forschungsstand	96
1.3	Die Hypothesen.....	99
2.	Das Untersuchungsinstrument	101
3.	Die Rekrutierung der Probanden.....	103
4.	Deskriptiv-statistische Informationen über die Probanden.....	105
5.	Die Ergebnisse des „SAM“.....	110
6.	Berechnungen und Resultate	111
6.1	T-Test bei gepaarten Stichproben.....	112

6.2	Korrelationsberechnungen zur Überprüfung der Hypothesen.....	112
7.	Ergänzende Berechnungen	115
8.	Die Interpretation der Ergebnisse117
9.	Reflexion des empirischen Teils	120
10.	Diskussion	121
	Literaturverzeichnis.....	128
	Anhang	146
	Erklärung.....	152

Fragestellung und Erkenntniswege

Das Anliegen dieser Arbeit besteht darin, erleichternde und erschwerende Bedingungen für die Enthaltenspflicht römisch-katholischer Priester und deren Folgen aus psychologischer Sicht aufzuzeigen, um für Chancen und Risiken zu sensibilisieren.

Daraus ergeben sich Fragen nach der individuellen und institutionellen Motivation, den intrapsychischen Abläufen, der interpersonellen Kommunikation, dem Nutzen und der Erfolgswahrscheinlichkeit.

Die Vielgestaltigkeit an Einflussfaktoren und Wirkmechanismen machte es erforderlich, sich diesem Thema auf unterschiedliche Weise zu nähern, zumal der Zugang zu direkt Betroffenen und Informationen über ihr persönliches Empfinden und Erleben sowie über personalpolitische Entscheidungen im Zusammenhang mit dem Zölibat verwehrt wurden, nachdem erste Recherchen in Klerikerkreisen einen inkonsequenten Umgang mit dem Enthaltensgebot (und anderen – kirchlichen und staatlichen – Gesetzen, z.B. bezüglich sexuellen Missbrauchs durch Priester oder Besitzes von kinderpornografischem Material) offenbart hatten und nach einem Gespräch über diese Erkenntnisse mit dem Paderborner Generalvikar im November 2007 offenkundig eine Kontaktsperre verhängt worden war, um Veröffentlichungen zu verhindern, wie auch Pressevertreter bestätigten.

Ausgehend davon, dass dem Menschen ein Bedürfnis nach Geselligkeit, Anerkennung der gesamten Person und Triebbefriedigung innewohnt und dass (genital-)sexuelle Impulse Bestandteil seiner Natur sind, richtet sich das Forschungsinteresse darauf, zu eruieren, wie es Priestern gelingt oder gelingen könnte, sich dem Zölibatgesetz zu beugen bzw. inwiefern und wieso sie / manche von ihnen sich dem widersetzen.

Es bot sich an, sozialpsychologische und, in einem Exkurs, dort, wo es sinnvoll erschien, psychoanalytische Theorien heranzuziehen, da deren Bandbreite das gesamte erforschte Spektrum emotionaler und kognitiver Verhaltensmuster abdeckt. Mit ihrer Hilfe lassen sich nahezu alle Konditionen betrachten und (nicht-)zölibatäre Verhaltensweisen und gesellschaftliche Reaktionen nachvollziehbar machen.

Im Vordergrund steht, Verständnis sowohl für jene zu wecken, die sich für die genital-sexuelle und allumfassend partnerschaftliche Enthaltenspflicht

entschieden haben und daran festhalten, als auch für solche, die zunächst glaubten, ihr gewachsen zu sein, später jedoch zu anderer Einsicht gelangten oder von Anfang an primär das Priesteramt für sich favorisierten, den Zölibat zu umgehen allerdings einkalkuliert hatten.

Auch die soziale Unterstützung, die die Betroffenen in die eine oder andere Richtung erfahren, ist bei der Untersuchung von Relevanz.

Die „Wirklichkeit“ oder „Wahrheit“ ist eben nicht ein allgemeingültiges Phänomen, sondern eher eine Konvention der Beteiligten, das Produkt des Zusammenwirkens mehrerer Faktoren, die die Psyche des Einzelnen innervieren und dem Zusammen-Leben Inhalt und Form verleihen.

Bei den Gegenüberstellungen mit den Theorien hat sich als eventuell übergeordnetes Moment die Selbstaufmerksamkeit herauskristallisiert, der letztlich ein besonderes Augenmerk gewidmet wurde. Den einzig für die Empirie zur Verfügung stehenden Priestern, den wegen des Zölibats nicht mehr amtierenden, wurde im zweiten Schritt der Erkenntnisgewinnung ein Fragebogen vorgelegt, der die „private“ und „öffentliche“ Selbstaufmerksamkeit misst („SAM“).

I. THEORETISCHER TEIL

1. Der Zölibat aus theologischer Sicht

1.1 Der Begriff des Zölibats

Etymologisch betrachtet leitet sich der Begriff “Zölibat” (als Artikel sind “das” und “der” sprachlich korrekt und gebräuchlich) vom Lateinischen “caelebs” = allein lebend bzw. “caelibatus” = Ehelosigkeit ab und beschreibt die von Priestern und Klerikern der römisch-katholischen Kirche erwartete vollkommene Keuschheit.

A. W. Richard Sipe (1992) erläutert:

“Der Zölibat ist ein aus freiem Willen gewählter, dynamischer Stand, der gewöhnlich mit einem Gelübde verbunden ist und einen aufrichtigen und anhaltenden Versuch beinhaltet, ohne unmittelbare sexuelle Befriedigung zu leben, um anderen aus religiösen Beweggründen auf fruchtbare Weise zu dienen.”

Die Adressaten der Zölibatvorschrift sind männliche getaufte Christen, die nach Aufnahme in das Diakonat oder Presbyterat streben und deren Weiheempfang keine kanonischen, also kirchenrechtlichen Hindernisse im Wege stehen.

Die geforderte sexuelle Enthaltsamkeit impliziert die Vermeidung von jeglichen Handlungen und auch Vorstellungen, die zum Erwecken von geschlechtlicher Lust führen können.

1.2 Biblische Ursprünge des Zölibats

1.2.1 Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen

Während im Alten Testament von verheirateten Priestern die Rede ist, die jedoch an strenge Ehegesetze gebunden waren, v. a. die kultische Reinheit, die ihnen untersagte, sich zu Zeiten des Tempeldienstes sexuell zu betätigen, da ihre Hände nach dem Geschlechtsakt als unwürdig galten, Heiliges zu empfangen, gehen die Meinungen über eine Forderung des Zölibats im Neuen Testament auseinander.

Manche Theologen wie Georg Denzler (1993) behaupten, es lasse sich an keiner Stelle der Hinweis auf ein entsprechendes Gesetz finden, andere dagegen interpretieren Bibelstellen bezüglich Jesu Lebensstil, seine Ehelosigkeit sowie deren Vorbildfunktion für die Jünger als Beleg für die Forderung nach einem Zölibat für Priester.

Besonders hervorzuheben ist hierbei das im Neuen Testament vielfach erwähnte und auch heute noch oft zitierte Motiv “um des Himmelreiches willen” (Lk 18, 28-30; Mt 19, 10-12). Demnach wird dem Ehelosen, der im Namen Gottes handelt, in Aussicht gestellt, er verdiene sich mit seinem Verzicht das ewige Leben.

Es gebe Menschen, “welche sich selbst zu Eunuchen machten wegen des Himmelreiches. Wer es aufzunehmen vermag, nehme es auf.” (Mt 19, 10-12). Dies deutet den Berufungsgedanken an, der weiter unten noch einmal aufgegriffen und ausführlicher behandelt wird.

Die jesuanische Praxis, seine (vermeintliche) lebenslange Ehelosigkeit, galt den Jüngern als Vorbild. Sie kamen entweder als Unverheiratete zu Jesus oder verließen ihre Frauen und Kinder und lebten fortan enthaltsam, weil das “Reich Gottes” sie ganz und gar in die Pflicht nahm und ihnen für ihre konsequente Nachfolge ein Vielfaches, nämlich besagten Platz im Himmelreich, versprach (Lk 18, 28-30).

Es sei noch angemerkt, dass Jesus durchaus auch die Ehe als heilige Institution respektierte und sich gegen deren Auflösung, außer im Unzuchtsfall, aussprach: “Was aber Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.” (Mt 19, 6).

1.2.2 Ehe versus Ehelosigkeit - die Meliorismusdebatte seit apostolischer Zeit

In Abgrenzung zum Jüngerbegriff handelt es sich im neutestamentlichen Verständnis bei den Aposteln um ausschließlich jene Zwölf, die ihr Amt im bevollmächtigten Dienst im Namen und Auftrag Christi versehen haben, geprägt durch die Erfahrung der Offenbarung Gottes in Jesus Christus, deren Zeugen und Boten sie wurden.

Die Apostel verkündeten das Evangelium und waren in dieser Mission auf Reisen, allerdings mitunter in Begleitung von Frauen: "Haben wir nicht das Recht, eine Schwester als Frau mitzunehmen?" (1 Kor 9, 2-5).

In der exegetischen Literatur wird diskutiert, ob es sich bei diesen Frauen um "Schwestern im Glauben" handelte oder um Ehefrauen, sowie, daran anknüpfend, ob die (etwaigen) Eheleute wie Bruder und Schwester zusammenlebten oder auch Geschlechtsverkehr pflegten. Keine dieser Vermutungen lässt sich anhand der Bibel beweisen.

Aus den Briefen des Apostels Paulus an die Korinther (1 Kor 7, 1-40) jedoch geht eindeutig hervor, dass zumindest er selbst enthaltsam gelebt hat und generell die Ehelosigkeit für ratsam hielt, da sie Freiheit für Christus ermögliche. Die Ehe bedeute Gebundenheit an weltliche Dinge und behindere die Ganzhingabe mit Leib und Seele an Christus, und das Ende der Welt nahe ohnehin.

"Denn ich sage Euch, Brüder: Die Zeit ist kurz. Daher soll, wer eine Frau hat, sich in Zukunft so verhalten, als habe er keine (...). Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt." (1 Kor 7, 29-34)

Lediglich für solche Menschen, die ihrem sexuellen Verlangen nicht widerstehen könnten, empfahl er die Ehe. Bei Paulus' Meinung bezüglich Ehe und Ehelosigkeit ist seine Sicht der Parusie (Naherwartung der Wiederkunft Jesu) zu bedenken, da er ohne

diese die Ehelosigkeit wohl weder favorisiert noch selbst gelebt hätte.

Demgegenüber finden sich in den Pastoralbriefen im Neuen Testament klare Anhaltspunkte dafür, dass keineswegs durchgängig eine klerikale Enthaltsamkeit gefordert oder bevorzugt wurde.

Offensichtlich gegen den Zölibat spricht 1 Tim 3, 1-7, wo von Frauen und Kindern der Bischöfe und Diakone die Rede ist.

Jeder Kirchenvorsteher solle "einer Frau Mann" sein (1 Tim 3, 2). Es schien sich hierbei um ein Kriterium für Weihekandidaten zu handeln, denn es war als Empfehlung an die Apostelhelfer Timotheus und Titus gerichtet und sollte ihnen die Auswahl von Kandidaten für klerikale Ämter erleichtern. Diese durften also verheiratet sein, mussten es allerdings nicht. Für bereits geweihte Amtsträger galt diese Option nicht (1 Tim 5, 14). Von verheirateten Klerikern wurde jedoch nach deren Weihe Enthaltsamkeit erwartet.

Im Widerspruch dazu sah Paulus keinen Grund für die totale Enthaltsamkeit, obgleich er sie empfahl. Für ihn war die Ehe, wie gesagt, das "Heilmittel" gegen geschlechtliche Begierden, "denn es ist besser zu heiraten als zu brennen" (1 Kor 7, 7-9). Auch hier ist wieder Paulus' Naherwartung der Wiederkunft Christi als hermeneutischer Kontext zu beachten.

Es ergibt sich unweigerlich die Frage, ob Ehe oder Ehelosigkeit theologisch höher bewertet und als für Christen erstrebenswerter angesehen wurden. Diese sog. Meliorismusdebatte, angestoßen von Paulus, wird seit Jahrhunderten geführt.

Aus kirchlicher Sicht ist die Priesterweihe ebenso ein Sakrament wie die Ehe, als Zeichen der Anwesenheit Gottes. Der Zölibat dagegen ist ein kirchliches Disziplinargesetz, das mit der Priesterweihe verknüpft wird.

Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu "Denn nach der Auferstehung werden die Menschen nicht mehr heiraten, sondern sein wie die Engel im Himmel." (Mt 22, 29f) könnte eine höhere eschatologische Wertigkeit der Ehelosigkeit nahe legen. Dabei jedoch muss berücksichtigt werden, dass aus einer Aussage über den "Zustand" nach Tod und Auferstehung kein klares Postulat für das Leben vor dem Tod abzuleiten ist, zumal dies unter anderen - eben irdischen - Bedingungen zu gestalten ist. "Die Ehelosigkeit ist Sehnsucht nach Vollendung der Zeit in der Ewigkeit, sucht jedoch ihr Glück nicht in der diesseitigen Welt!" (Möhler, 2001).

1.3 Historische Entwicklung der Priesterrolle und der Bedeutung des Zölibats

1.3.1 Das Priesteramt im Wandel der Zeit

Während in neutestamentlicher Zeit die einzelnen Gemeinden Vorsteher (Episkopen bzw. Presbyter) und Diener (Diakonissen und Diakone) mit jeweils eigenen Aufgaben hatten, kristallisierte sich im 2. Jahrhundert eine zunehmende Unterscheidung zwischen Vorstehern und Laien heraus. Es gab fortan zum einen “qualifizierte” Amtsinhaber (*ordo sacerdotalis*), zum anderen “gewöhnliche” Laien (*ordo ecclesiae*).

Ab dem 3. Jahrhundert wurde das Amt der Presbyter und Episkopen in ein spezifisch priesterliches (*sacerdotales*) umgedeutet, was sich auf das Selbstverständnis und die Lebensführung der Amtsinhaber auswirkte.

Diese Kleriker genossen das Ansehen von “Auserwählten” und wurden kraft ihrer Ordination zur Leitung von Gottesdiensten eingesetzt.

1.3.2 Der Zölibat von der Spätantike bis heute

Schon bevor 441 die Synode von Orange in Gallien die regionale Einführung des Zölibats beschlossen hatte, galt der Priester im Allgemeinbewusstsein der Gläubigen als exponiert, ausschließlich dem Dienste Gottes geweiht, vom Heiligen Geiste erfüllt und mit einer besonderen Gnade und Gabe versehen.

Dieses pneumatisch-charismatische Priesterbild, basierend auf der Achtung vor dem Mönchtum, das durch strengste Enthaltensamkeit und Askese mit “engelsgleichem Leben” auf Erden das Himmelreich vorwegzunehmen schien, ließ die Anforderungen an Priester hinsichtlich des Zölibats ansteigen.

Bei der Synode im spanischen Elvira im Jahre 306 wurden strenge

Bestimmungen erlassen, die nachweislich die ersten schriftlich niedergelegten Zölibatvorschriften enthielten. Verheiratete Priester wurden zum Verzicht auf Geschlechtsverkehr mit ihren Ehefrauen, zur sog. Josephsehe, aufgefordert.

Im frühen Mittelalter dann wandelte sich der von römischer Geistesbildung geprägte Priester in einen bäuerlichen Typus, der von Feldarbeit leben musste, was das spirituelle und zölibatäre Leben mehr oder weniger in den Hintergrund treten ließ.

Diese "sittliche Verrohung" des Klerus war im 10./11. Jahrhundert Anlass zu einer gregorianischen Reform, die sich gegen Priesterehe (Nikolaitismus) und Ämterkauf (Simonie) auflehnte, um die Kirche wieder zu ihren geistlichen Aufgaben zurückzuführen und sie vor drohender Säkularisierung zu bewahren.

Auf dem ersten Laterankonzil (1123) wurde per synodaler Stellungnahmen der verpflichtende Ehelosigkeitszölibat vorbereitet.

In Kanon 6 bestimmte schließlich 1139 das zweite Laterankonzil, dass jede Priesterehe für ungültig erklärt wurde.

Wegen anhaltender Verstöße musste auf dem dritten Laterankonzil (1179) in verschärfter Form ein weiteres Zölibatgesetz erlassen werden, demzufolge jegliche sexuelle Beziehung eines Priesters untersagt war und bei Nicht-Einhaltung dieses Gesetzes der Betreffende aus seinem Amt entfernt werden sollte.

Das Decretum Gratiani von Papst Alexander III. (1159-1181) sicherte dem Gesetz allgemeine Anerkennung.

Trotz aller Sanktionsandrohungen für die Priester und harter, öffentlicher Bestrafung der involvierten Frauen (z.B. Abscheren der Haare, Verweigerung des Begräbnisses, usw.) hielten sich beileibe nicht alle Kleriker an das Zölibatgesetz.

Es wurde kurzzeitig erwogen, das Gesetz aufzuheben, wie auch Luther in der Reformationszeit sich strikt gegen den Zölibat aussprach. Doch das wiederum animierte die Kirchenversammlung von Trient (1545-1563) dazu, sich von der protestantischen Lehre abzugrenzen und am Pflichtzölibat festzuhalten.

Nach Jahrhunderte langen Diskussionen beschloss im Juni 1967 Papst Paul VI. im Alleingang die Enzyklika "Sacerdotalis caelibatus", in der die gottgeweihte Lebensform der Ehelosigkeit begründet wird, nachdem er den Zölibat von der Tagesordnung des

II. Vatikanischen Konzils gestrichen hatte.

Dies löste eine Krise im Klerus aus, da sich zu dieser Zeit viele Priester in der Hoffnung hatten weihen lassen, dass das Konzil das Zölibatgesetz aufheben würde. Die Enttäuschung über die Entscheidung des Papstes führte zu zahlreichen Suspendierungen.

1.3.3 Die aktuelle Version des Zölibatgesetzes

Entsprechend dem Codex Iuris Canonici (CIC) von 1983 müssen sich jene Kleriker auf den Zölibat verpflichten, die als Weltpriester tätig werden wollen. Im Rahmen der Weihe bestätigen sie, fortan in Erfüllung der drei sog. Evangelischen Räte Armut, Keuschheit und Gehorsam zu leben.

Andere Kleriker und auch Laien können dieses Recht ebenfalls in Anspruch nehmen. Ordensleute legen hierzu ein sog. Gelübde ab, bei Säkularinstituten wird dieser Ritus "Versprechen" genannt.

Die Priesterweihe stellt ein Ehehindernis dar. Wer gegen den Zölibat verstößt, muss mit einer Ermahnung (Monitum), einer einstweiligen Dienstenthebung (Suspension) oder gar der endgültigen Entfernung aus dem Klerikerstand (Dispens / Exkommunikation) rechnen.

Der um des Himmelreiches willen übernommene Evangelische Rat der Keuschheit, verwirklicht in vollkommener Enthaltbarkeit im Zölibat, sei Zeichen zukünftiger Welt und aufgrund besonderer Gnade Gottes eine Befähigung, mit ungeteiltem Herzen Christus zu folgen und sich in den Dienst Gottes und der Menschen zu stellen (Can. 599).

1.4 Theologische Aspekte der Bedeutung des Zölibats

1.4.1 Der Zölibat aus christologischer Sicht

Für römisch-katholische Gläubige ist Christus durch seine Menschwerdung zum Mittler zwischen Himmel und Erde geworden, der als Zeichen seiner Hingabe an Gott und die Menschen sein ganzes Leben in Jungfräulichkeit verbracht hat.

Wer durch ein besonderes Charisma, von ihm berufen, ihm folgt, dient als Priester, der sein Leben ebenfalls durch Keuschheit dem Himmelreich weiht.

Dem liegt der sog. Nachfolge-Gedanke zugrunde, genauer gesagt der der Nachahmung Christi (*imitatio Christi*).

Zur *Nachfolge* sind alle Gläubigen aufgerufen, während die *Nachahmung* verlangt, die Trias der Evangelischen Räte zu befolgen: Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit.

Da dies einer besonderen Berufung bedarf, kann es nur für einen auserwählten Personenkreis gelten - den der Priester. Sie verpflichten sich dank ihrer charismatischen Ausstattung in der Weihe dazu, in der *imitatio Christi* die Interessen von Geld, Macht und Sexualität zu negieren, um in der endlichen Gegenwart die Transzendenz, die Unendlichkeit des Himmelreiches zu antizipieren.

Der Rat der zölibatären Lebensweise ist hierbei derjenige, auf dessen Einhaltung am strengsten bestanden wird. Armut und Gehorsam werden nur empfohlen, bei Nicht-Einhaltung jedoch kaum oder nicht geahndet, wohingegen bei Verstößen gegen den Zölibat der Priester sogar aus Amt und Würden entlassen werden kann.

1.4.2 Der Zölibat aus ekklesiologischer Sicht

Der Priester ist als Stellvertreter Christi eingesetzt und agiert in der Eucharistie sogar in dessen Person (*in persona Christi*). In seinem Innern sowie in seinem Wirken in der Gemeinde muss er also unbedingt Christi Beispiel folgen, was auch die zölibatäre Lebensweise impliziert, die es ihm ermöglichen soll, sich uneingeschränkt allen Gläubigen und Bedürftigen zu widmen.

Pneumatologisch gesehen bekleidet er ein wichtiges Amt innerhalb eines Gefüges und handelt "*in persona ecclesiae*", indem er stellvertretend für alle Getauften den Leib Christi repräsentiert. Dies, in Kombination mit der christologischen Bedeutung, unterstreicht die Funktion des Zölibats aus Sicht der Institution Kirche.

In der Enzyklika "*Sacerdotalis caelibatus*" von 1967 sind entsprechende Begründungen aufgeführt, die Greshake (1991) in seiner Argumentation wie folgt weiter ausführt:

"Indem die Leitung der katholischen Kirche den Zölibat als Weihebedingung voraussetzt, bringt sie klar zum Ausdruck, dass es ihr um die Einheit von geistlichem Amt und geistlicher Existenz geht. Die Ehelosigkeit ist ein Zeichen dafür, dass derjenige, der amtlich Christus vergegenwärtigt und wie dieser für das Kommen des Reiches Gottes einsteht, auch existentiell sein Amt lebt. Und wenn zur Kirche, die ja nach dem Evangelium leben sollte, wesentlich das Zeugnis der Ehelosigkeit gehört, wäre sicher wenig glaubhaft, wenn dieses Zeugnis nicht bei denen zu finden wäre, die amtlich die Kirche vertreten."

1.4.3 Der Zölibat aus eschatologischer Sicht

Vollkommene Enthaltensamkeit dient laut Bibel und Kirchenrecht der Aufnahme ins Himmelreich, in die letzte Heilszeit, deren

Vorwegnahme und Ankündigung auf Erden sie symbolisiert. Laut Bibel hat Christus gesagt: "Bei der Auferstehung heiraten sie nicht, noch werden sie verheiratet, sie werden vielmehr sein wie Engel im Himmel" (Mt 22, 30). Die Jungfräulichkeit wird als Ideal definiert, das die Verhältnisse des vollendeten Gottesreiches widerspiegeln soll, als Hinweis auf das zukünftige Leben in Christus nach der Auferstehung, das eigentliche Endziel des Priesteramtes.

Im Zölibat manifestiere sich die grenzenlose Bereitschaft, sich auf Gott und seine Liebe einzulassen und sie in ihrer Höchstform, der Agape (Nächstenliebe), anderen Menschen zuteil werden zu lassen.

Agape-förmige Liebe lässt sich auch in der Ehe in der gegenseitigen Annahme der Partner vermuten, doch demgegenüber liebt der zölibatäre Priester nicht personengebunden, sondern verwirklicht durch Hinwendung zu vielen Menschen im Diesseits das kommende Gottesreich, in dem sich alle Sehnsucht nach Liebe erfüllen soll.

In beiden Lebensformen, Ehe und Zölibat, kommt der sog. eschatologische Vorbehalt, d.h. die Spannung zwischen dem Schon und dem Noch-nicht, zum Ausdruck - in der Ehe im fortwährenden Streben der Partner nach größtmöglicher Intimität, im Zölibat in der Sehnsucht nach letztendlicher Erfüllung nach dem Tode. Weder die Liebe zu einem Menschen, noch die zu Gott wird, trotz allen aktuellen Genusses, jemals als vollendet empfunden.

1.5 Das Phänomen der geistlichen Berufung

"Wie die Heiligkeit Ziel aller Christus Getauften ist, so hat jedes Leben seine eigene, besondere Berufung. (...) Berufung ist der vorhersehende Gedanke des Schöpfers über das jeweilige Geschöpf, sie ist sein Idealplan..." (Driever, 1996)

Der Zölibat wird als Gnadengabe verstanden, als Charisma, mit dem Gott manche Menschen ausgestattet hat.

Ob die von ihm für das Priesteramt Auserwählten seinem Ruf

folgen, hängt laut Kirchenoberen von diversen Faktoren ab: von ihrer Bereitschaft, mit ihm zu kommunizieren, im Dialog des Gebets seine Botschaften aufzunehmen, die Zeichen der Berufung auch im Alltag zu erkennen, das Reifen eines entsprechenden Entschlusses aktiv z.B. durch gründliche Selbstreflexion zu unterstützen, Verantwortungsbewusstsein und gelebten Verzicht zu trainieren etc.

Die geistliche Berufung (vocatio) darf als Einladung Gottes zur Nachfolge Christi aufgefasst werden. Sie kann sich offenbaren, indem andere den Betreffenden darauf aufmerksam machen, er erscheine geeignet für ein Leben im Dienste der Kirche, oder derjenige spürt selbst, dass Gott ihn ruft. Manchmal wirken Menschen durch ihr Vorbild auf den Berufenen, in anderen Fällen wird er selbst hellhörig durch immer wiederkehrende Träume, Worte oder Ereignisse, die ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen, oder durch ein Gefühl, das ihm Nähe zu Gott signalisiert.

Durch Dankbarkeit und Bitte um ständige Erneuerung und Bekräftigung im Gebet zeigt der Berufene, dass er die Gnade Gottes schätzt und gewillt ist, auf diesem Weg fortzuschreiten und an einem Leben nach den Evangelischen Räten festzuhalten.

Entscheidet er sich für den Eintritt in ein Priesterseminar oder eine Ordensgemeinschaft, wird ihm eine meist ein- bis zweijährige Probezeit gewährt (Postulat, Noviziat), in der sich zeigen soll, ob ihm diese Lebensweise entspricht und er damit glücklich werden kann. Wichtig in dieser Phase der Orientierung ist die Begleitung durch erfahrene, empathische Gesprächspartner.

1.6 Thematisierung und Vermittlung zölibatärer Lebensweise in der Priesterausbildung

Römisch-katholische Priesterseminare unterstehen der Leitung eines Regens (mancherorts unterstützt von einem Subregens) und eines Spirituals. Diese Funktionen werden von Priestern übernommen, die vom Bischof berufen und eingesetzt werden. Während der Regens für Organisatorisches und Ökonomisches zuständig ist, waltet der Spiritual als Begleiter und Helfer beim

Bemühen der Seminaristen um die Nachfolge Christi, demnach auch bezüglich der zölibatären Lebensweise.

Die 111 Seiten umfassende “Rahmenordnung für die Priesterbildung” vom 12. März 2003, erlassen von der Deutschen Bischofskonferenz, unterscheidet drei Bildungsphasen, die von den einzelnen Priesterseminaren konkretisiert und ergänzt werden können.

Diese drei Phasen sind jeweils durch drei Dimensionen gekennzeichnet: menschliche Reifung, theologische Bildung sowie pastorale Befähigung.

Die erste Phase umfasst die vier ersten Semester; in ihr findet die Grundlegung geistlichen Lebens statt, ebenso die Berufsklärung und die Einführung in das wissenschaftliche Studium.

Die Semester fünf und sechs (zweite Phase) werden extern verbracht, an einer anderen Universität und mit Wohnsitz außerhalb des Priesterseminars, um die Berufs- und somit Lebensentscheidung zu überprüfen.

Die endgültige Berufsentscheidung und der Abschluss des Studiums sollen in der dritten Phase (7. bis 10. Semester) absolviert werden.

Ab der Aufnahme in ein Theologenkonvikt oder Priesterseminar und dem Beginn des Studiums an einer Universität vergehen also mindestens fünf Jahre bis zur Priesterweihe, in denen mehr oder weniger konkret auch der “korrekte” Umgang mit Frauen trainiert wird oder werden könnte. So wird in der Rahmenordnung “die Annahme der Geschlechtlichkeit, im ernsthaften Bemühen um Keuschheit” postuliert und das Einüben von Selbstbeherrschung als einer der Inhalte der ersten Dimension (menschliche Reifung) genannt, um “auf eine unbefangene, der ehelosen Lebensform entsprechenden Art Frauen begegnen” zu können. Doch wie dies umgesetzt wird, darüber haben auf Anfrage Vertreter von Priesterseminaren oder amtierende Priester nicht explizit Auskunft geben können.

Lediglich Folgendes ließ sich ermitteln: in einem Gespräch mit seinem geistlichen Berater am Ende der externen Semester soll sich der Student dazu äußern, inwiefern sein persönliches spirituelles Leben ihn trägt und ob der angestrebte Beruf der passende für ihn

ist.

Falls der Seminarist in eine Identitätskrise gerät, besteht die Möglichkeit der Beurlaubung bis zu einem Jahr, ebenso die Entlassung bei Verstößen gegen die Haus- oder Ausbildungsordnung sowie selbst gewolltes Ausscheiden.

In einem im Seminar befindlichen Raum für Stille und an Orten der Begegnung und des Austauschs können Entscheidungsprozesse durch Glaubensgespräche, gemeinsame Gebete, Meditation und Solidarität unterstützt werden.

In der zweiten Bildungsphase soll ein mindestens sechsmonatiges "Praktikum" als Diakon in einer Gemeinde in das Leben und den Dienst des Priesters ein- und zur Weihe hinführen.

Danach, in der dritten Phase, ist die Fortbildung oberstes Prinzip, um die priesterliche Persönlichkeit zu entfalten und zu erhalten. Dazu werden Exerzitien, Erfahrungsaustausch und (lebenslange) Hilfestellung z.B. durch pastorale Supervision empfohlen.

Ob die Studenten und später die Amtsinhaber diese Empfehlungen und Angebote annehmen und davon profitieren, ist der individuellen Entscheidung überlassen.

Die von der Priesterpersönlichkeit erwarteten menschlichen Qualitäten wie Gerechtigkeitssinn, Aufrichtigkeit, innere Beständigkeit, Treue, Belastbarkeit bei Einsamkeit, geordnete sexuelle Triebhaftigkeit, gläubige Einsicht in Ehelosigkeit sowie Eignung und Bereitschaft zu dieser Lebensform erscheinen plausibel und moralisch anspruchsvoll - deren Vermittlung, Überprüfung und Konsolidierung in der Priesterausbildung lassen sich jedoch kaum eruieren.

Diesbezügliche (Literatur-)Recherchen konnten leider nicht transparent machen, ob die Einhaltung des Zölibats z.B. durch Rollenspiele, Üben von kognitiver Umstrukturierung in Versuchungssituationen o. ä. vorbereitet und lanciert wird.

Vielmehr ist von verschiedenen Seiten in Erfahrung zu bringen, dass in diesem bedeutenden Punkt der (angehende) Priester sich selbst überlassen ist und nur die Wahl hat zwischen Anpassung an das Kirchengesetz, heimlichen Verstößen oder Suspendierung / Dispens.

2. Der Zölibat aus psychologischer Sicht

Im Folgenden wird der Zölibat unter psychologischen Aspekten betrachtet, auf der Basis von Theorien, die sich dem Erleben (v.a. Kognitionen und Emotionen) und Verhalten von Individuen (in ihrer sozialen Umwelt) widmen. Aus pragmatischen Gründen kann hier nur eine Auswahl psychologischer Theorien behandelt werden, und so wurden diejenigen herangezogen, die in der Fachliteratur am häufigsten zitiert werden und vielfachen experimentellen Überprüfungen standgehalten haben.

2.1 Intrinsische Motivation für zölibatäres Leben

Da es sich bei der Zustimmung zum Zölibat um eine Lebensentscheidung mit weit reichenden Konsequenzen für Privates und Psychosexuelles handelt, ist davon auszugehen, dass kein Mann den Beruf des Priesters ergreift, ohne sich die / der Frage gestellt zu haben, ob und wie er die Ehelosigkeit realisieren kann und will, ergo niemanden, der dieser ihn ganz persönlich betreffenden Thematik indifferent gegenübersteht.

So lassen sich zwei Gruppen von Priesteramtsanwärtern und -inhabern (wobei offen ist, wie Letztere die Berufsausübung hinsichtlich des Zölibats auf Dauer tatsächlich gestalten) voneinander unterscheiden: diejenigen, die sich (insgeheim) **trotz** des Zölibats für diesen Beruf entscheiden, und jene, die es **wegen** des Zölibats tun oder ihn zumindest als wichtigen Aspekt des Priesteramtes wertschätzen.

Im ersten Fall dürfte nicht primär die Motivation, den Zölibat einzuhalten, zur Entfaltung kommen, sondern das Ziel im Vordergrund stehen, Priester sein zu wollen, eben auch unter Inkaufnahme fremdbestimmter Entsagung. Hier inspirieren vermutlich vorrangig die Vorstellung, für dieses Amt als Seelsorger, Gemeindevorsteher, Organisator und Zelebrant geeignet zu sein und darin sowie durch das Ansehen, das ein Priester in der Öffentlichkeit genießt, und vielleicht auch durch die Aussicht auf ein krisensicheres Beschäftigungsverhältnis, Erfüllung und Selbstbestätigung finden zu können.

Das Bedürfnis nach bedingungsloser Intimität und genitaler Sexualität muss daneben einem “verbotsorientierten moralischen Denken” (Eisenberg, 1986; Kohlberg, 1976) unterliegen.

Dies legt die Prognose nahe, dass diese Priester mangels eigenen Überzeugtseins vom Zölibat anfälliger sind für diesbezügliche innere Konflikte und sich wiederholt besonderer Strategien wie kognitiver Umstrukturierung und Verdrängungsmechanismen bedienen müssen, um in Versuchungssituationen widerstehen zu können.

Hingegen die intrinsische Motivation von Angehörigen der zweiten Gruppe bezieht sich direkt, ohne zwangsläufige Co-Determiniertheit, auf die Einhaltung des Zölibats. Diese Priester (amtskandidaten) fassen das ehelose Leben an sich als Wert auf, als Bereicherung ihres beruflichen Wirkens durch uneingeschränkte Verfügbarkeit von Konzentration, Kraft und Zeit.

Sie fühlen sich nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet, sondern nehmen diese bereitwillig auf sich, um sich selbst ganz in den Dienst der Kirche stellen zu können, wovon sie sich offenbar die Befriedigung erhoffen, die andere, neben ihrem Beruf, in Partnerschaften und Sexualität suchen.

Diese Männer halten sich (zum Zeitpunkt der Weihe) möglicherweise per se für partnerschaftsunfähig und haben keinen Kinderwunsch, individuell sozialisationsbedingt, bei manchen vielleicht auch als Reaktion auf leidvolle Beziehungserfahrungen, so wie bekannt ist, dass sich mitunter Männer wie Frauen nach unglücklichen Liebschaften in ein Kloster zurückziehen. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass eine unbewältigte Frustration oder narzisstische Kränkung (z.B. durch unerwiderte Liebe) den Selbstwert negativ beeinflussen kann, sodass davon Betroffene nicht über die affektive Reife und Ausgeglichenheit verfügen dürften, die von einem Priester erwartet wird.

Die Gründe der Befürworter des Zölibats mögen vielfältig sein - als ausschlaggebend darf vorausgesetzt werden, dass sich diese Priester von der Ehelosigkeit mehr Erfüllung versprechen als von einem Leben als Partner / Verheirateter und Vater und ihre Religiosität sie darin bestärkt.

2.2 Zölibat und Altruismus

Der Verzicht des Priesters auf Partnerschaften mit genitaler Sexualität zum Wohle der Gemeinde und als Ausdruck der Hingabe an Gott leitet über zu der Frage, ob bzw. inwiefern in diesem (Ideal-) Fall ein altruistisches Motiv zum Tragen kommt.

Die Vielzahl der Altruismus-Definitionen macht es erforderlich, sich diesem Sujet aus verschiedenen Blickwinkeln zu nähern.

2.2.1 Die sozio-biologische Perspektive

In der Biologie gelten Verhaltensdispositionen als genetisch bedingt, sie bezwecken eine höhere "Fitness", ihre Selektion und Vererbung dienen der Arterhaltung und dem Überleben der Bestangepassten ("survival of the fittest", Spencer, 1864; Darwin, 1872). Ähnlich wie im Tierreich lässt sich auch beim Menschen ein Selbsterhaltungstrieb beobachten, der egoistische und soziale Motive vereint und sich aus dem Arterhaltungstrieb herleiten lässt. Genetisch bedingte Fähigkeiten des Großhirns führen zu einsichtigem, intelligenz-gesteuertem altruistischem Verhalten oder zu altruistisch-egoistischem Mischverhalten (Blume, 2007).

Vor diesem evolutionstheoretischen Hintergrund erscheint zölibatäres Verhalten als sinnvoll altruistisches und phylogenetisch effektives Verhalten paradox, da Priestern ja gerade nicht gestattet ist, ihre Gene weiterzugeben.

Andererseits trägt der Zölibat indirekt und mittelbar zur Nutzung von "Fitnessvorteilen" der Verwandtenselektion bei. Zahlreiche nationale und internationale Untersuchungen, z.B. Schweizer Volkszählungen und -Befragungen aus den Jahren 1970, 1980, 1990 und 2000, lassen nämlich keinen Zweifel daran zu, dass religiös vergemeinschaftete Menschen deutlich reproduktiver und weniger anfällig für Ehescheidungen sind als konfessionslose Zeitgenossen, sodass der zölibatäre Priester durch sein unbedingtes Engagement und indem er Ehen segnet und begleitet, Beichten abnimmt und damit Partnerschaften von Belastendem reinigt, Familienwerte predigt usw. eine hohe Fertilität nicht-zölibatärer Laien anregt und somit auch "fitness"-fördernd und sozio-biologisch erfolgreich agiert.

2.2.2 Die philosophische Perspektive

Aus philosophischer Sicht ist der Altruismus ein moralisches Prinzip. Laut Alexander (1987) ist die menschliche Gesellschaft gekennzeichnet durch "ein Netzwerk von Lügen und Betrügereien" und "besteht nur fort, weil Konventionen entstanden sind, welche die erlaubten Formen und das Ausmaß der Lügen festlegen". Die Aufgabe der Moral bestehe darin, die wahren = egoistischen Motive aus dem Bewusstsein zu entfernen.

Alle Tugenden entspringen letztlich der Selbstliebe ("self-love"), und das menschliche Verhalten tendiere dahin, die Reproduktionschancen des Einzelnen zu maximieren.

Einem egoistischen Hedonismus müsse ein balanciertes Verhältnis von privatem und öffentlichem Interesse entgegenwirken.

Die evolutionsstabile Strategie ("ESS", Smith, 1982) sei ausschließlich auf die Vorteile von Individuen bezogen und als beste Strategie für den Einzelnen davon abhängig, wie sich die Mehrheit der Population verhält, während die Minimax- und Spieltheorie (Lewontin, 1961) einen gruppenselektionistischen Ansatz darstellt, mit dem Inhalt und Ziel, eigene Kosten gering zu halten und die des Gegenübers oder gar Gegners in die Höhe zu treiben.

Was heißt das nun auf den Zölibat bezogen?

Altruistisches Verhalten als moralische Forderung scheint konform zu gehen mit den Vorstellungen, die mit priesterlichem Wirken verbunden werden. Selbstliebe als Voraussetzung darf als sinnvoll erachtet werden, da ohne sie keine tiefe und (selbst-)zweifelsfreie Hinwendung zu Mitmenschen und Gott möglich ist.

Der Evolutions- bzw. Selektionsgedanke lässt sich jedoch, ähnlich wie bei der Betrachtung biologischer Hypothesen, nur eingeschränkt auf den Zölibat übertragen: der katholische Priester kann als Modell für tugendhaftes Verhalten fungieren und dieses bei seinen Mitmenschen anregen, darf es allerdings nicht selbst via Fortpflanzung tradieren.

Unter dieser Prämisse - großer Aufwand und relativ geringe (aktuelle und weltliche) Belohnung auf Seiten von Ego (Priester), höhere Belohnungen für Alter (z.B. die Institution Kirche und die Gemeinde) - erscheint zölibatäres Verhalten als außergewöhnlich altruistisch.

Es sollte aber nicht außer Acht gelassen werden, dass Generativität nicht für jeden Menschen von entscheidender Bedeutung ist. So ist durchaus denkbar, dass sich der zölibatäre Priester z.B. auf interpersonaler Ebene oder im Glaubenskonzext derart verstärkt fühlt, dass der subjektive Gewinn für ihn und sein Selbstwertgefühl in einem mindestens ausgeglichenen Verhältnis zu seinem Einsatz / Verzicht steht und sein Verhalten somit nicht als äußerst altruistisch eingestuft werden kann.

2.2.3 Die sozialpsychologische Perspektive

2.2.3.1 Lerntheoretische Aspekte

Sozialpsychologen betonen das Verstärkungsmoment altruistischen Verhaltens. Externe Verstärkung erhöht die Wahrscheinlichkeit des Auftretens des betreffenden Verhaltens, ebenso wirksame Selbstverstärkung durch Selbstlob oder Stolz (Herkner, 1996).

Ein Hindernis für altruistisches Verhalten sind aversive Konsequenzen und Begleitumstände sowie Misserfolge.

Untersuchungen ergaben, dass bei Reziprozität des altruistischen Verhaltens der Interaktionspartner größere Hilfsbereitschaft gezeigt wird als gegenüber mächtigen, unabhängigen und egoistischen Personen.

Dies dürfte für katholische Priester zu einem Konflikt führen - sind sie doch einerseits der "untergebenen" Gemeinde verpflichtet, andererseits in der amtskirchlichen Hierarchie eher untergeordnet und somit auf Weisungen "von oben", sowohl von realen Kirchenführern, als auch von ihrem Gott / Glauben, angewiesen. Reziprozität erfahren sie insofern wohl kaum im direkten Kontakt, sondern höchstens stellvertretend oder ausgleichend im jeweils anderen Kontext.

Gleichwertigkeit und Kooperation mit positiven Auswirkungen auf beiden Seiten, eine egalitäre Einstellung oder gar ein eigener Verzicht, damit der Interaktionspartner bessere Ergebnisse erzielt, gelten laut Sozialpsychologen als **Spezialfälle** des Altruismus. Bei ihnen greift die Selbstverstärkung in besonderem Maße. Das erklärt

vielleicht das Festhalten am Zölibat - einer **Minorität**, wie sie die Gruppe der katholischen Priester, in klerikaler Terminologie “Auserwählte” oder “Berufene”, darstellt.

Ihnen mag es gegeben sein, über solche besonderen Eigenschaften zu verfügen.

2.2.3.2 Sozialpsychologische Theorien

Altruismus-Theorien, z. T. basierend auf Gedanken Schopenhauers (1841), der Mitleid als Grundlage moralischen Verhaltens konstatiert hat, wurden mehrfach experimentell überprüft.

Coke, Batson und Mc Davis (1978) sowie Wispe (1978) stellten fest, dass altruistisches Verhalten durch Empathie gefördert wird, die sich aus zwei Komponenten zusammensetzt: einer kognitiven (“Hineinversetzen”) und einer emotionalen (“Anteilnehmen”).

Piliavin, Rodin und Piliavin (1969), revidiert durch Piliavin, Dovidio, Gaertner und Clark (1981), konnten zeigen, dass altruistisches Verhalten im Sinne von Hilfeleistung durch zwei grundlegende Prozesse zu erklären ist: zunächst erfolgt die Wahrnehmung einer “Notsituation”, dies führt zu einer unangenehmen Erhöhung der allgemeinen Aktivierung, woraus ein Streben nach deren Reduzierung resultiert, und daraufhin werden Kosten-Nutzen-Überlegungen angestellt, um die günstigste Möglichkeit der Aktivierungsreduktion zu ermitteln. Der erste Prozess beschreibt einen Motivationsfaktor, in Anlehnung an die Dissonanztheorie von Festinger (1957) und die Reaktanztheorie von Brehm (1966), der zweite einen kognitiven Faktor, indem abgewogen wird, welche Kosten und Nutzen zu erwarten sind.

Batson (1987) unterscheidet vier Motive für altruistisches Verhalten: das Erlangen einer Belohnung, das Vermeiden einer Bestrafung, die Reduktion von Aktivierung und den Wunsch, anderen zu helfen. Die ersten drei Motive sind im Grunde egoistische bzw. instrumentell altruistische, nur das vierte ist streng genommen “altruistisch” zu nennen.

Als “reiner” Altruismus sind demzufolge empathiebedingte altruistische Handlungen zu bezeichnen, wobei “Altruismus” und “Hilfe” oftmals synonym verwendet werden. Eine scharfe

begriffliche Trennung ist kaum möglich, sodass es angebracht erscheint, von verschiedenen Arten von Altruismus zu sprechen.

Während bei Batsons Untersuchungen (1989) “echter” Altruismus (Hilfe als Selbstzweck) nachgewiesen wurde, deuten die Forschungsergebnisse von Schaller und Cialdini (1988) auf die Bestätigung der sog. Egoismushypothese hin.

(Nicht-)zölibatäres Verhalten ist mit sämtlichen sozialpsychologischen Altruismus-Theorien kompatibel:

Der katholische Priester kann das Ziel verfolgen, seinen Interaktionspartnern zu nutzen, ihnen mit voller Kraft zu helfen, sich in sie einzufühlen und überlegen, wie er am besten Spannung reduziert und einer Suspendierung von seinem Amt bei Zölibatbruch zu entgehen versuchen.

Möglicherweise vereint er in sich egoistisch-altruistische und “echte” altruistische Tendenzen - was ihn befähigen könnte, die Enthaltbarkeit zu realisieren.

Siedelt man jedwedes altruistische Verhalten auf einem Kontinuum an, so liegt der Schluss nahe, dass katholische Priester bei der Einhaltung des Zölibats umso erfolgreicher sind, je stärker ausgeprägt ihr Wunsch zu helfen, die Bestätigung, die sie dafür erfahren und die Angst vor Sanktionen bei Verstößen gegen den Zölibat sind.

Anders ausgedrückt: ein Priester, dessen Selbstwert in hohem Maße davon abhängig ist, wie gut er als Helfer und als Gesetzestreuer “funktioniert” und verstärkt wird, ist wahrscheinlich weniger anfällig für Avancen von potentiellen Geschlechtspartnern, für eigene Triebhaftigkeit und eine Orientierung jenseits des Zölibats.

2.3 Der Zölibat im Fokus austausch- und investitionstheoretischer Überlegungen

Interaktionen in sozialen Beziehungen stellen einen Austausch von Handlungen dar, sie werden fortlaufend nach Kosten und Nutzen bewertet, wobei das Individuum nach einem Maximum an Befriedigung durch Belohnungen bei einem Minimum an

persönlichem Einsatz und Verlust strebt.

Im Folgenden soll zölibatäres Verhalten anhand der bedeutendsten Austausch- und Investitionstheorien und deren Kernaussagen reflektiert werden.

2.3.1 Die Austauschtheorie Homans`

G. C. Homans (1961, 1967) betrachtet soziale Interaktionen in Abhängigkeit von den erwarteten Konsequenzen. Er verbindet in seiner Theorie Elemente des Behaviorismus mit denen der Ökonomie, indem er hervorhebt, dass soziale Interaktionen dem Bestreben des Menschen unterliegen, Belohnungen zu maximieren und Bestrafungen zu minimieren.

“Eine Person, die mit einer anderen in einer Tauschbeziehung steht, wird erwarten, dass sich die Gewinne eines jeden proportional zu ihren Investitionen verhalten und, falls beide von dritter Seite belohnt werden, dass diese dritte Instanz besagtes Verhältnis zwischen beiden reflektiert...”
(Homans, 1968)

Diese Proportionalität spezifiziert er in fünf Hypothesen:

1. Lernen am Erfolg - je häufiger eine Handlung belohnt wurde, desto eher wird sie wieder ausgeführt; es wirkt die Verstärkungshäufigkeit
2. Reizthese - wenn beim Vorkommen eines Reizes oder Reizmusters eine Handlung belohnt wurde, wird die Person umso eher eine gleiche oder verwandte Handlung ausführen, je ähnlicher die aktuelle der vergangenen Situation ist
3. Wertthese - je (subjektiv) wertvoller das Resultat einer Handlung ist, desto eher wird diese ausgeführt
4. Deprivations-Sättigungs-Hypothese - je öfter in jüngster Vergangenheit eine bestimmte Belohnung erreicht wurde, desto weniger wertvoll wird sie für jede weitere Verhaltenssequenz

5. Frustrations-Aggressions-Hypothese (Folge von Erwartungsverletzung) - wird eine Handlung nicht wie erwartet belohnt oder gar bestraft, führt dies zu Verärgerung und (auto-)aggressivem Verhalten

Ein zölibatärer Priester muss seine Interaktionen auf den Umgang mit Menschen beschränken, mit denen ihn keine exklusive dyadische Beziehung mit allen, also auch miteinander gelebten sexuellen Komponenten, verbindet. Der Verzicht auf diese ganzheitliche Nähe soll zu einer Erweiterung seiner Hingabe an seine Gemeinde und an Jesus führen.

Um seine Libido zügeln zu können, braucht er Ausgleich auf anderen Gebieten der Kommunikation, wobei fragwürdig bleibt, ob es der menschlichen Natur gerecht werden kann, einen wesensimmanenten Trieb zu eliminieren und tragfähig oder dauerhaft zu kompensieren.

Sollte dies trotz aller Schwierigkeiten und Zweifel gelingen, impliziert das laut Homans, dass der Zölibatär in der Lage ist, in beruflichen, privaten und metaphysischen Beziehungen Belohnungen und Verstärkungen, sowohl für seine Aktivitäten als auch für seine Ehelosigkeit, zu erfahren, die ihm genügen. Optimalerweise befriedigt er dabei auch die Bedürfnisse seiner Interaktionspartner, erfüllt deren Erwartungen, lernt, welche seiner Verhaltensweisen den größten Erfolg garantieren, setzt sie gezielt ein und vermeidet Frustrationen, Aggressionen und Sanktionen.

Dies mag auf den ersten Blick fremdbestimmt und devot wirken, es muss jedoch auch berücksichtigt werden, dass der katholische Priester spätestens bei der Weihe weiß oder antizipiert, auf was er sich einlässt, und zu der Überzeugung gelangt zu sein scheint, dass für ihn diese Art zu leben akzeptabel oder profitabel ist.

In Phasen eigener Unsicherheit oder in Versuchungssituationen kann ihn die Angst vor als persönliche Niederlage empfundener Abweichung von seinen Vorhaben und vor Suspendierung vom Amt, das ja sein Lebensinhalt und seine Existenzgrundlage ist, darin bestärken, weiterhin abstinenter zu sein.

Gibt er seiner Libido nach und lässt sich auf eine intime, sexuelle

Beziehung ein, dürfte er massiven Dissonanzen ausgeliefert sein, mitunter mit Aggressionen in Bezug auf sich selbst, “verführerische” Objekte und / oder die Amtskirche, die sein Verhalten missbilligt.

Vergleichbares gilt übrigens auch für verheiratete Männer, die ihr Treueversprechen gebrochen haben. Allerdings hängt bei ihnen in der Regel nicht zugleich ihr beruflicher Werdegang von ihrem Interaktionsverhalten und Liebesstil ab.

Letztlich wird für die (Nicht-) Einhaltung des Zölibats entscheidend sein, welcher Austausch der subjektiv wertvollste ist, wie stark die Willenskraft und wie wirksam internalisierte Normen sowie die Abwehrmechanismen sind.

2.3.2 Die Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley

Thibaut und Kelley (1959) halten Reziprozität, Balance und Positivität für die wichtigsten Qualitäten für das Gelingen von Beziehungen.

Angestrebt werde ein Maximum an Profit, gemessen am “Vergleichsniveau” (“comparison level”, CL), das sich aus bisherigen Erfahrungen ergibt.

Bedeutsam für die Aufnahme und Aufrechterhaltung von Kontakten sei, dass auf dem “Vergleichsniveau für Alternativen” (“comparison level for alternatives”, CL_{alt}) die beste dem Individuum verfügbare Möglichkeit herausgefiltert wird.

Anhand des CL bewertet die Person die Attraktivität einer Interaktion, es prägt die Erwartungen an eine Beziehung, die durch persönliche Erfahrungen oder symbolische Repräsentationen gebildet wurden, und kann von Situation zu Situation variieren.

Die Höhe des CL_{alt} resultiert aus der Qualität des durchschnittlichen Ergebnisses der besten jeweils verfügbaren Alternative und lässt Rückschlüsse darauf zu, inwiefern Bedürfnisse außerhalb der eigentlichen Beziehung erfüllt werden können / müssen.

In Anlehnung an dieses Modell fragt sich also auch der katholische Priester, ob seine Interaktionen befriedigend sind (CL) bzw. ob es für ihn "profitablere" Alternativen gibt (CL_{alt}).

Umgeben von Paaren und Familien und konfrontiert mit seiner Libido, die bei jedem gesunden Menschen mehr oder minder vorausgesetzt werden darf, vielleicht auch mit einer Sehnsucht nach intimer Zweisamkeit und eigenen Kindern, wird er seine persönliche Situation mit der Nicht-Zölibatärer vergleichen. Dies kann sehr unterschiedliche Folgen haben, je nach Selbsteinschätzung und -erfahrung, Attributionsstil und Bewertung der Alternativen.

So kann er sich per se, z.B. aufgrund eigener Beziehungserfahrungen, für ungeeignet für eine Partnerschaft halten, nicht die Verantwortung für eigene Kinder übernehmen wollen und sich in seiner Lebensweise bestätigt fühlen, wenn er wahrnimmt, dass auch das Gelingen einer Ehe keineswegs garantiert ist, sondern ebenfalls Engagement und Verzicht abverlangt, dem, wie die hohe Scheidungsrate hierzulande, insbesondere bei seinen protestantischen Kollegen, verdeutlicht, viele Menschen nicht gewachsen sind, zumal manche Berufe wegen unregelmäßiger Arbeitszeiten oder anderer extremer Belastungen, neben seinem z.B. der des Arztes, als familienunfreundlich einzustufen sind.

Vergleiche mit seinen klerikalen Mitbrüdern können den katholischen Priester ebenso verunsichern oder bestärken, in Abhängigkeit davon, ob sie den Zölibat einhalten oder nicht und mit welcher Lebensweise sie zufrieden wirken.

Ringt er heftig mit sich selbst und versucht trotz eigenen Widerstrebens standhaft zu bleiben, erlebt jedoch mit, dass andere Priester sich (insgeheim) dem Zölibat widersetzen, wird er vermutlich am Sinn seiner Enthaltsamkeit zweifeln und es als ungerecht empfinden, dass andere nicht die gleichen Anstrengungen auf sich nehmen wie er.

Vielleicht aber orientiert er sich an denen, die den Zölibat verwirklichen, mit einem gewissen Stolz, zu dieser Gruppe zu gehören, und vergleicht deren Strategien mit seinen, um gegebenenfalls z.B. sein Freizeitverhalten zu verändern und damit seine Zufriedenheit zu maximieren.

Die Erneuerung seiner Entscheidung für die Enthaltsamkeit dürfte erschwert werden, wenn er potentiellen Geschlechtspartner/-innen

begegnet, die er außergewöhnlich attraktiv findet und/oder deren Avancen ihn tief berühren.

Gelingt es ihm jedoch, seine privaten Bedürfnisse den beruflichen Anforderungen und dem Glauben unterzuordnen und für seinen Geschlechtstrieb diszipliniert mit allem vereinbare Ausdrucksmöglichkeiten zu finden, steht seiner Selbstzufriedenheit wohl nichts im Wege.

2.3.3 Das Investitionsmodell von Rusbult

Das Modell von Rusbult (1980, 1983) stellt eine Erweiterung der Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley dar, und zwar um das “commitment level” (COM), womit Bindung oder Verpflichtung gemeint ist.

Das COM umfasst die Beziehungszufriedenheit (satisfaction = SAT), die wahrgenommene Qualität der verfügbaren Alternativen (alternatives = ALT) zur Beziehung und den Umfang der Investitionen (investments = INV) in die Beziehung, während die Investitionen an sich die in- und extrinsischen Faktoren implizieren, die das Beenden einer Beziehung kostspielig machen, weil sie verloren gehen.

Das Investitionsmodell erhebt den Anspruch, Vorhersagen über Beziehungszufriedenheit und -commitment zu ermöglichen. Demnach sei die Beziehungszufriedenheit umso größer, je mehr Belohnungen (rewards = REW) aus der Beziehung resultieren, je weniger Kosten (costs = COST) anfallen und je höher das aus der Differenz zwischen Belohnungen und Kosten ermittelte Netto-Ergebnis über dem Vergleichsniveau liegt. Das Beziehungscommitment sei umso stärker, je höher die Beziehungszufriedenheit ist, je weniger attraktiv die bestehenden Alternativen und je größer die Investitionen eingeschätzt werden.

Rusbult benutzt für seine Berechnungen folgende Formeln:

$$\text{COM} = \text{SAT} - \text{ALT} + \text{INV}$$

$$\text{SAT} = (\text{REW} - \text{COST}) - \text{comparison-level}$$

Setzt man die Verpflichtung des katholischen Priesters dem Zölibat gegenüber gleich mit Rusbults “commitment”, so wird der Priester am ehesten ehelos und genitalsexuell enthaltsam leben, wenn er sich weniger Zufriedenheit von Alternativverhaltensweisen verspricht und bereits viel Aufwand betrieben hat, den Zölibat einzuhalten.

Da laut Rusbult die Beziehungszufriedenheit mit der Qualität und Intensität der Belohnungen covariiert, während die Kosten möglichst gering sein sollten, kann als optimale Bedingung angesehen werden, wenn der Priester relativ wenig Mühe hat, zölibatär zu leben und zugleich viel soziale Anerkennung erfährt.

2.3.4 Gerechtigkeitstheoretische Ansätze

In Abgrenzung zu Austauschtheorien haben Berscheid und Walster (1974) eine Gerechtigkeitsmotivlehre entwickelt, die auf vier Grundannahmen beruht:

- Individuen versuchen, ihre Interaktionsergebnisse zu maximieren
- Gruppen schaffen Systeme der Gerechtigkeit (equity)
- wahrgenommene Ungerechtigkeit verursacht Stress
- Stress motiviert zum Versuch, Gleichgewicht wiederherzustellen

Nicht primär maximale Erträge führen zu Zufriedenheit, sondern eine Ausgewogenheit des Gebens und Nehmens.

Jeder Mensch sei zwar mit einem natürlichen Egoismus ausgestattet, der ihn dazu animieren wolle, sich persönlich zu bereichern, doch durch Sozietät sei diese Eigennützigkeit Gesetzen unterworfen, gesellschaftlichen Normen, die via Sozialisation internalisiert werden und das individuelle Verhalten sowie interpersonelle Abläufe steuern.

Daraus erwachsen Gerechtigkeitsvorstellungen, bei denen nach Leventhal (1976) und Mikula (1980) zu differenzieren ist zwischen dem Gleichheitsprinzip “jedem das Gleiche”, dem Beitragsprinzip “jedem gemäß seiner Beiträge” und dem Bedürfnisprinzip “jedem

gemäß seiner Bedürfnisse”.

Jemand, der feststellt, dass seine sozialen Beziehungen unausgewogen, d.h. Kosten und Belohnungen unproportioniert sind, wird unter unangenehmen Spannungszuständen leiden und den Wunsch verspüren, zu Ausgeglichenheit (zurück) zu gelangen. Dies erreicht er, indem er seine Interaktionen verändert, durch kognitive Umstrukturierung seine Perspektive und Bewertung manipuliert oder die unbefriedigende Beziehung abbricht.

Zu unterscheiden sind zwei Arten der Wiederherstellung von Gerechtigkeit: reale / objektive auf der einen und psychologische / subjektive auf der anderen Seite.

Die Aufteilung der Belohnungen unterliegt unterschiedlichen situations- und persönlichkeitspezifischen Gerechtigkeitsnormen, und es kann sich durchaus ereignen, dass in anderen Beziehungen stellvertretend ausgeglichen wird, wenn sich jemand in seiner eigentlichen Beziehung benachteiligt oder übervorteilt fühlt (Austin, Walster, 1975; Moschetti, Kues, 1978).

Das Unbehagen bei Ungerechtigkeit steht gemäß Utne und Kidd (1980) im Zusammenhang mit Attributionen: wird intern attribuiert, z.B. mangelnde eigene Anstrengung angenommen, ist die persönliche Unzufriedenheit stärker als bei externer Attribuierung, z.B. beim Eindruck, es handele sich um ein Zufallsgeschehen oder ein erzwungenes Verhalten.

Ebenso spielt die Kontrollierbarkeit eine wichtige Rolle für das eigene Erleben (Uray, 1976; Mikula, 1986): bei kontrollierbarem Verhalten, das zu Dissonanzen geführt hat (z.B. mangelndes Engagement), ist die negative emotionale Reaktion heftiger als bei unkontrollierbarem (z.B. eigene Unfähigkeit).

Lerner (1970, 1980) unterstellt, dass jeder Mensch an eine gerechte Welt glauben möchte, und wem dieser Glaube fehle, der befürchte, verdiente Belohnungen nicht zu erhalten bzw. unverdiente Strafen zu bekommen, und ist wahrscheinlich nicht gewillt, in der Kindheit erlernten Belohnungsaufschub zu akzeptieren, sondern will seine Bedürfnisse stets umgehend befriedigen, was oftmals erst recht zu Ungerechtigkeit führt.

Vor dem Hintergrund dieser Annahmen stellten Hatfield et al. (1985) die Hypothese auf, dass die Qualität (= Stabilität, Bewertung, positive Gefühle) einer Beziehung allein vom

Gerechtigkeitsempfinden abhängt, wohingegen eine Reihe anderer Forscher (Berg, 1984; Michaels et al., 1984; Hays, 1985) darauf verwiesen, dass vorrangig die Verstärkung zählt (mehr Belohnung - mehr Zufriedenheit) bzw. dass Belohnungen plus Kosten ein besserer Prädiktor für die Beziehungsqualität sind (je stärker auch altruistische Motive sind, desto mehr Kosten nimmt jemand für den Partner auf sich und desto zufriedener sind beide).

Hays (1985) unterscheidet zwei Typen von Beziehungen, nämlich die eher rational fundierten, "geschäftsmäßigen", die nach den Regeln der Gerechtigkeitstheorie funktionieren, und die eher emotional motivierten mit viel Empathie und gegenseitiger Verantwortung, die mit hohen Kosten, aber auch mit hohen Belohnungen verbunden sind.

Ähnlich sehen es Mills und Clark (1982), die hauptsächlich distanzierte, berechnende Austauschbeziehungen ("exchange relationships") von "Gemeinschaftsbeziehungen" ("communal relationships") abgrenzen.

Hazan und Shaver (1987) gehen von drei Arten von Liebe und Beziehungen aus: von denen "sicherer Personen" (50 %), die an Dauerhaftigkeit glauben, andere für vertrauenswürdig und sich selbst für liebenswert halten, von denen "vermeidender Personen" (25 %), die die Existenz dauerhafter Liebe bezweifeln und annehmen, sie bräuchten keinen Partner, um glücklich zu sein, sowie von denen "ängstlich-ambivalenter Personen" (25 %), die sich leicht verlieben, jedoch kaum tiefe, dauerhafte Beziehungen und viele Selbstzweifel haben. Psychogenetisch sei jeder Typus mit Unterschieden der Eltern-Kind-Beziehung der frühen Kindheit zu erklären.

Zurück zu Berscheid und Walster: sie grenzen intime von flüchtigen Beziehungen ab und heben hervor, dass die Tiefe der Beziehung einhergeht mit einem Mehr an Austausch von persönlichen Informationen, höheren Erwartungen an die Mitteilsamkeit des Gegenübers, mit Längerfristigkeit, intensiveren Erfahrungen, höheren Belohnungen zur Aufrechterhaltung und höheren Kosten zur Beendigung, größerer Vielfalt der austauschbaren Güter und höherer Komplexität des Austauschs - vielleicht in allen sechs Ressource-Klassen (Information, Status, Liebe, Dienstleistungen, Güter, Geld), die Foa und Foa (1980) herausgearbeitet haben.

Die Equity-Norm ist in jeder zwischenmenschlichen Beziehung wirksam (Walster et al., 1978) und kann mittels verschiedener Prinzipien (Gleichheits-, Bedürfnis- oder Beitragsprinzip) in Erscheinung treten.

Bei Wahrnehmung von Ausgewogenheit entwickeln sich eher intime Beziehungen (Sexualität, Zusammenleben, Heirat) als bei Unausgewogenheit. In ausgewogenen Beziehungen wird mehr Zufriedenheit erlebt als in unausgewogenen. Unausgewogenheit wird im Beziehungsverlauf zu beseitigen versucht und kann insbesondere durch veränderte Lebensumstände und Krisen (z.B. die Geburt des ersten Kindes, Arbeitslosigkeit o. ä.) ausgelöst oder verstärkt werden.

In Anbetracht all dieser Überlegungen und Hypothesen hat der zölibatäre Priester einen besonderen, wenn nicht gar schweren Stand.

In seinen sozialen Beziehungen ist er nicht nur an gesellschaftliche, sondern auch an amtskirchliche Regeln gebunden. Um das hier als erstrebenswert postulierte Gefühl von Gerechtigkeit und Zufriedenheit zu erlangen, muss er versuchen, Ausgewogenheit in Beziehungen herzustellen, in denen er durch sein Amt eine exponierte Stellung hat oder auf Anweisungen und Wohlwollen einer höheren Instanz angewiesen ist.

Echte Ebenbürtigkeit darf er höchstens in Kontakten erfahren und umsetzen, bei denen Aspekte größtmöglicher Intimität ausgeklammert werden müssen. Diese Einschränkung wird ihn bedrücken, sofern es ihm nicht gelingt, sein Bedürfnis nach unbedingter, auch körperlicher Nähe (weg-)zu rationalisieren, es zu entwerten, einen Konsens zu schaffen zwischen Führen und Dienen und einen Ausgleich durch private, zölibatverträgliche Aktivitäten zu konsolidieren.

Selbst seine tiefen Beziehungen sind durch Verzicht gekennzeichnet. Diesen kann er nur dann als bereichernd und belebend empfinden, wenn er unerschütterlich an eine übergeordnete, finale Gerechtigkeit, an Belohnung im Himmelreich, glauben kann.

Dieser Glaube mag ihm die Kraft verleihen, "niederen" Instinkten Einhalt zu gebieten und mit Hilfe von vorrangig psychologischen Techniken innere Zufriedenheit (wieder-)herzustellen, da er anders kaum Handlungsspielraum hat, aus seiner Rolle zu schlüpfen, seine Interaktionen zu modifizieren, Kontakte frei zu wählen oder

abzubrechen, außer im Privatleben, das jedoch zeitlich und bezüglich des Facettenreichtums ohnehin limitiert ist.

Es ist zu erwarten, dass er Unausgewogenheit in seinen Beziehungen eher external begründet, im Beruf wegen des vorgegebenen rollenbedingten Gefälles, privat wegen des für ihn unkontrollierbaren, da vorgeschriebenen zölibatären Vermeidungsverhaltens.

Damit kann er sich zwar eines Teils eigener Verantwortung entledigen, wird aber durch diese Form von Unverbindlichkeit nur schwerlich sich persönlich gemeint fühlen, wenn sein Verhalten verstärkt wird, zumal er sowohl in der Gemeindegemeinschaft letztlich austauschbar ist, als auch für exklusive, umfassende, private Beziehungen nicht wirklich zur Disposition stehen darf.

V. a. seine seelsorgerische Tätigkeit ist geprägt von Empathie und Verantwortung, allerdings nur einseitig, sodass in diesem Bereich nicht von einer emotional motivierten Austauschbeziehung gesprochen werden kann.

Andererseits erscheinen auch die alternativen Beziehungen geschäftsmäßig, distanziert und berechnend - somit auf dem Gebiet des christlichen Miteinanders unpassend.

Es ist anzunehmen, dass es sich bei diesen Beziehungen um Mischformen handelt, bei denen für den Selbstwert und die Zufriedenheit des Priesters von Bedeutung ist, wie viel Positives er bei anderen bewirken kann, wie diese es ihm widerspiegeln und wie er deren Resonanz verwertet.

Die Beziehungsqualität im Privatleben kann er aktiv als tatsächlichen Austausch mitgestalten - es sei denn, er gehört in Anlehnung an Bowlby (1969, 1973, 1980) zur Gruppe der "vermeidenden" oder zu der der "ängstlich-ambivalenten" Personen.

Diese dürften die wenigsten Probleme mit dem Zölibat haben, zumindest mit der Ehelosigkeit, während die "sicheren Personen" zwar vielleicht nicht anfällig sind für sexuelle Abenteuer, aber aus ihrem Bedürfnis nach intensiver Nähe auch die Sehnsucht nach räumlicher und sexueller Vereinigung, nach einem Zusammenleben und körperlicher Liebe, nach dem Austausch sämtlicher Ressourcen gemäß Foa und Foa erwachsen kann, insbesondere beim Erleben befriedigender Ausgewogenheit, das laut Walster intime Beziehungen begünstigt.

Wie weiter oben bereits erwähnt, kann für zölibatäre Priester das Phänomen, dass Kollegen/Mitbrüder anders als sie selbst nicht enthaltsam leben, Anlass sein, Ungerechtigkeit zu empfinden - umso stärker, je mehr Mühe es sie selbst kostet, den Zölibat einzuhalten. Werden sie im Diesseits genügend für ihre Abstinenz belohnt bzw. schaffen sie es, darauf zu vertrauen, dass jenseits vor Gott ihr Verhalten größte Anerkennung findet, ist es sehr wahrscheinlich, dass sie ihrem Versprechen treu bleiben. Das mag v. a. auf ältere Priester zutreffen, die sich vermutlich nach langen Jahren der Enthaltensamkeit nicht der persönlichen Niederlage aussetzen möchten, sich sagen zu müssen, alles Bisherige, der womöglich hart erkämpfte Verzicht, sei umsonst gewesen.

Auch die Tatsache, dass, wie jüngst wieder in Hamburg geschehen, verheiratete evangelische Pastoren zur katholischen Kirche konvertieren, zu Priestern geweiht werden und ihnen die Dispens vom Zölibatversprechen verschafft wird, während sich ursprünglich katholische Priester an den Zölibat halten müssen und suspendiert werden, wenn sie heiraten wollen und damit u. U. in die Arbeitslosigkeit entlassen werden, wird von vielen (Katholiken) als ungerecht empfunden und dürfte für den einzelnen Priester, der sich müht, enthaltsam zu leben, frustrierend und kompromittierend sein.

2.4 Der Umgang mit dem Zölibat aus dem Blickwinkel emotions- und attributionstheoretischer Modelle

Eine Reihe von Experimenten und Theorien in der Sozialpsychologie befasst sich mit der Erklärung von Emotionen. Im Folgenden werden exemplarisch einige dieser Modelle herangezogen, um darin beschriebene psychische Phänomene auf den Umgang mit dem Zölibat zu übertragen.

2.4.1 Die 2-Komponenten-Theorie von Schachter

Schachters Emotionstheorie (1964) basiert auf Experimenten von Schachter und Singer (1962), mit deren Hilfe gezeigt werden konnte, dass Emotionen durch zwei Faktoren gekennzeichnet sind: eine physiologische Erregung, die die Intensität eines Gefühls bedingt, und Kognitionen, die die Qualität des Gefühls bestimmen. Erst durch die subjektive Interpretation einer somatischen Aktivierung bekommt die jeweilige Emotion kontextabhängig ihren Namen.

Somit obliegt es natürlich auch dem katholischen Priester, inneren Regungen, z.B. im Zusammenhang mit einem Affiliationsbedürfnis oder sexuellen Triebzuständen, eigene Wertigkeit zu verleihen. Dabei dürfte sein Selbstkonzept eine große Rolle spielen: ist er fest entschlossen, am Zölibat festzuhalten, wird er es bevorzugen, Enthaltensamkeitsbedrohliches umzudeuten und zu verdrängen, es sei denn, er ist dazu in der Lage, es zu integrieren und in zölibatverträglicher Weise auszuagieren. Ist er hingegen bezüglich der Einhaltung des Zölibats unsicher (geworden) und ist vielleicht zusätzlich die physiologische Symptomatik in bestimmten (Versuchungs-)Situationen von besonderer und evtl. wiederkehrender Intensität, ist davon auszugehen, dass er eher geneigt ist, sich Gefühle wie "Verliebtsein" und "sexuelle Lust" einzugestehen und sie umsetzen zu wollen.

Schachter hat 1968 seine Theorie erweitert, und zwar um die Erklärung von Triebzuständen. Anzeichen von Mangelzuständen wie Durst, Hunger, Schlafdefiziten o. ä. seien demnach ebenso wie andere physiologische Symptome nicht primär bestimmten Gefühlen und Bedürfnissen zuzuordnen, sondern deren Interpretation muss erlernt werden, wie am Beispiel von Übergewichtigen nachgewiesen werden konnte (Schachter, Goldman und Gordon, 1968) - signifikant viele von ihnen haben nicht gelernt, Aktivierungszeichen zu differenzieren und Hunger als solchen zu identifizieren.

Analog dazu ist denkbar, dass (manche) katholische(n) Priester deshalb den Zölibat erfüllen können, weil sie eine andere als die "herkömmliche" oder verbreitete Kopplung von Reizsituation, entsprechender Erregung und dieser angemessenen Deutung und Reaktion erfahren und verinnerlicht haben. Eigene affiliative oder

sexuelle Deprivation offenbart sich ihnen nicht, da sie diese Reiz-Reaktions-Kombination nie kennen gelernt haben und ihre eigene physiologische Aktivierung anders deuten, als es der Situation und ihren persönlichen (körperlichen) Bedürfnissen entspricht.

Vielleicht wirken manche Priester deshalb in ihren Interaktionsmustern und ihrem äußeren Erscheinungsbild auf viele Menschen etwas skurril.

Diejenigen unter ihnen, die sich ihres Verlangens und ihrer Mangelzustände bewusst sind, werden es ungleich schwerer haben, standhaft zu bleiben. Bei ihnen werden Verdrängungsmechanismen ihre Wirkung entfalten müssen - oder sie geben ihren Bedürfnissen nach und brechen den Zölibat, in welcher Form auch immer.

2.4.2 Die Modifikation der Schachter-Theorie durch Valins

Valins (1966) vertritt die Hypothese und hat in diversen Untersuchungen bestätigt gefunden, dass nicht, wie von Schachter angenommen, der Zustand körperlicher Erregung die erste Komponente einer Emotion ist, sondern dessen Wahrnehmung, also die Meinung einer Person über ihren somatischen Status. Demzufolge handelt es sich um subjektiv als solche wahrgenommene, nicht um tatsächliche, messbare Erregung. Es bedarf somit zunächst lediglich eines Glaubens an eine physiologische Veränderung, bevor dann per Kognition ein Gefühl "geboren" wird.

Diese Bereitschaft als Voraussetzung für die Annahme und das Benennen einer Emotion zu unterbinden, könnte es dem katholischen Priester erleichtern, Versuchungen zu widerstehen. Indem er seinem Körper wenig Aufmerksamkeit schenkt oder zumindest nicht ein erhöhtes viszerales Aktivierungsniveau zu sehen versucht, wo womöglich kein objektivierbares vorhanden ist, kann er manchem vorbeugen, das seine angestrebte Haltung in Frage stellen könnte.

Umgekehrt wird ein Priester, der anfällig oder offen ist für Abweichungen vom Zölibat, eher in sich hineinhorchen, jede kleinste (Er-)Regung spüren und vielleicht auch eine solche

vermuten, wo keine vorliegt.

Wie in vielen Punkten, so ist auch hier die Frage, ob das eine oder eben andere Verhalten schon vor oder erst nach der Priesterweihe aufgetreten ist, also auf eine situationsangepasste Technik (state) oder ein Persönlichkeitsmerkmal (trait) zurückzuführen ist.

2.4.3 Die Theorie der Erregungsübertragung von Zillmann

Eine andere Modifikation von Schachters Emotionstheorie stammt von Zillmann (1978). Er konnte empirisch belegen, dass viszerale Aktivierung auch nach Beendigung der auslösenden Situation vorhanden ist, da sie sich nur allmählich ausschleicht und in nachfolgenden Situationen als Resterregung weitere Wirkung entfaltet.

Dabei ist jedoch von Relevanz, welche Attributionen die betreffende Person vornimmt - nur wenn sie die physiologischen Anzeichen nicht den vergangenen Umständen zuschreibt, beeinflussen diese das Erleben der aktuellen.

Resterregung kann sich sowohl aus verschiedenen Ursprungssituationen (sportlicher Wettkampf, Ärger, Sexualität usw.) rekrutieren, als auch in unterschiedlichen Bereichen nachhallen und dort intensivierend wirken (Genuss von Musik, Empfinden von Aggressionen etc.).

Laut Zillmann wird nur in solchen Situationen im Sinne Schachters nach erklärenden Kognitionen für physiologische Erregung gesucht, für die keine Reiz-Reaktions-Assoziation internalisiert wurde, nur dann also, wenn eine Erregung vorliegt und nicht gelernt wurde, welches Verhalten daraus resultieren soll. Die Mehrheit der Gefühle entstehe jedoch auf eine viel unkompliziertere, gedanken-losere Weise.

Demzufolge wird auch ein Priester in den meisten Fällen emotional so reagieren, wie er es gelernt hat, und da dieser Lernprozess bereits vor der Priesterweihe stattgefunden haben dürfte, müsste er zum Zeitpunkt der Weihe einschätzen können, wie oder ob er sich in konkreten Situationen am Zölibat orientieren kann.

Eine Herausforderung oder kritisch jedoch sind gemäß Zillmanns Theorie jene Situationen, in denen ein Priester, der dem Zölibat treu bleiben will, mit eigenen Aktivierungszuständen konfrontiert ist, auf die er lerngeschichtlich nicht vorbereitet ist. Dies könnte ja gerade sexuelle Erregung sein, die er objektbezogen vor dem Eintritt in sein Amt vielleicht nie gespürt hat und die ihn später zum ersten Mal bei der Begegnung mit einer konkreten Person, die auf ihn anziehend wirkt, übermannt. Findet er dann keine zölibatunterstützende Erklärung und Verhaltensweise, könnte sein ursprüngliches Vorhaben ins Wanken geraten.

Wer ohnehin vom Sinn des Zölibats nicht wirklich überzeugt ist, wird in solchen Situationen weniger überrascht sein, sich vermutlich bestätigt fühlen in seinen Zweifeln und entsprechend zölibatkonträr attribuieren und handeln.

2.4.4 Die Emotions- / Attributionstheorie von Weiner

Weiners Theorie (1986) ist auf verschiedene Bereiche menschlichen Empfindens und Verhaltens anwendbar. Zentral ist bei ihm jedoch die Bedeutung von Gefühlen, weshalb sein Ansatz den Emotionstheorien subsumiert werden kann.

Er konstatiert, dass dem Erleben einer Emotion drei aufeinander folgende Bewertungen vorausgehen: zuerst kläre der Mensch, ob er sein persönliches Ziel erreicht hat und benennt ereignisabhängig sein Gefühl, z.B. Zufriedenheit nach einer gelobten Aktion; daraufhin führt er, laut Weiner v. a. bei negativen, unerwarteten und wichtigen Ereignissen, dieses auf bestimmte Ursachen zurück (attributionsabhängige Emotion - z.B. Kompetenz oder Überraschung); und schließlich wird der zur Verantwortung gezogene Ursachenfaktor einer der drei Dimensionen Lokation, Stabilität und Kontrollierbarkeit zugeordnet, womit gemeint ist, ob intern oder extern attribuiert wurde, die Ursache als über die Zeit stabil oder variabel sowie als steuerbar oder nicht steuerbar gilt. Eine solche Abfolge von Bewertungen erscheint plausibel, denn die Komplexität von Emotionen dürfte eine aufwändige Informationsverarbeitung voraussetzen.

Gemäß dieser Theorie wird ein Gefühl also durch die Qualität eines Ereignisses (positiv/negativ) und die wahrgenommene Ursache determiniert, wobei die Stabilitätsdimension eine (Miss-) Erfolgserwartung bezüglich weiteren Verhaltens definiert, während die beiden anderen Attributionsdimensionen intern/extern sowie kontrollierbar/nicht kontrollierbar ausschlaggebend sind für die Bezeichnung der Emotion z.B. als “Scham” oder “Ärger”.

Hiernach darf man sich intrapsychische Vorgänge Zölibatärer folgendermaßen vorstellen:

Haben sie in Versuchungssituationen “negative, unerwartete oder wichtige” (Weiner, 1986) Erfahrungen gemacht, werden sie anschließend diese Ergebnisse so attribuieren, dass sie in darauf folgenden gleichen oder ähnlichen Situationen gewappnet sind gegen zölibatgefährdendes Verhalten.

Konkret kann das heißen: wer standhaft bleiben will und zuvor erlebt hat, dass er bei einem potentiellen Lebens- oder Sexualpartner (evtl. überraschend = unerwartet) gut (= wichtig) oder schlecht (= negativ) ankommt, wird in jedem dieser Fälle dafür sorgen, dass seine Interpretation dieser Begebenheit ein Gefühl nach sich zieht, das ein zölibatkonformes Verhalten in der Folgezeit erleichtert, z.B. Stolz auf Verzicht nach internaler Attribution, Abneigung bei externaler Attribution, Schuld bei als kontrollierbar und Wut bei als unkontrollierbar eingestuften Ereignissen.

Dagegen wird ein bezüglich des Zölibats Unsicherer oder Ablehnender dahin tendieren, oben genannte Geschehnisse variabel bzw. so zu interpretieren, dass Wohlbehagen auch bei zölibatverletzendem Verhalten zulässig ist und genossen werden kann, z.B. Stolz (internal attribuiert) bei sexuellen Aktivitäten oder Trauer bei einem kontrollierbaren, aber leider verdorbenen Rendezvous.

2.5 Das Phänomen der kognitiven Dissonanz nach Festinger

Bereits 1957 hat Leon Festinger ein sozialpsychologisches Modell entwickelt, das für das Verständnis (nicht-)zölibatären Verhaltens sehr ergiebig zu sein scheint.

Seiner Meinung nach und als vielfach bestätigt gilt, dass Menschen Ereignisse kognitiv umstrukturieren, wenn Informationen bzw. kognitive Relationen inkonsistent sind. Dissonanz wird als unangenehm empfunden und bewirkt ein Streben nach ihrer Reduktion durch Maßnahmen wie Hinzufügen konsonanter Informationen bzw. Umdeutung, Änderung oder Eliminierung dissonanter Relationen. Die Wahl der Strategie hängt von den subjektiven Kosten ab.

Besonders schwerwiegend ist die Dissonanz, wenn das Selbstbild betroffen ist und wenn Verantwortlichkeit (versus Zwang) oder Irreversibilität perzipiert werden.

Zu unterscheiden sind Dissonanz nach freier Entscheidung (endowment- bzw. regret-Effekt), Dissonanz nach einstellungskonträrem Verhalten und Dissonanz bei der Auswahl von Informationen (selective exposure).

Festinger hat mit einer Untersuchung (Festinger und Carlsmith, 1959) das “Prinzip der minimalen externen Veranlassung” erforscht und dabei festgestellt: einstellungsdiskrepantes Verhalten führt gerade dann zu einer Einstellungsänderung, wenn es nur einen schwachen oder gar keinen externen Anreiz gibt. “Entscheidungsfreiheit und unzureichende äußere Rechtfertigung für ein bestimmtes Verhalten sind wichtige Variablen bei der Selbstwahrnehmung” (Herkner, 1996).

Eine von Festinger experimentell herbeigeführte Einwilligung (“induced compliance”) veranschaulichte, wie subtil Einstellungen manipuliert werden können.

Weitere Grundannahmen des Dissonanz- / Konsonanzmodells haben folgende Inhalte:

- durch Erfahrung entstandene, komplexe Vorstellungen des Menschen („cognitive maps“) zu einzelnen Themen setzen sich in hierarchischer Anordnung aus Werten, Einstellungen und Meinungen zusammen und streben nach Harmonie

und Übereinstimmung

- mittels selektiver Wahrnehmungen werden bevorzugt konsonante Informationen ausgewählt, verarbeitet und erinnert, die sich problemlos in vorhandene „Landkarten“ einbauen lassen; inkongruente werden gemieden, vergessen oder in kongruente umgedeutet
- alternativ zur kognitiven Umstrukturierung können auch Abwehrmechanismen wie Verdrängung und Sublimierung zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung einer Balance aktiviert werden
- bei Veränderungen oder Verunsicherungen auf intra- und interpersonalen Ebene und durch Zwang äußerer Faktoren entsteht Druck, sich neu zu orientieren und werden passendere Informationen gesucht
- bei kognitiver Dissonanz wird gern soziale Unterstützung in Anspruch genommen, als Verstärkung in die eine oder andere Richtung bei der Konfliktlösung

All diese Annahmen und Feststellungen machen transparent, was in jemandem vor sich gehen kann, der zölibatär leben will, es schafft oder nicht oder dies ohnehin nur nach außen repräsentiert.

Ein im Sinne des Zölibats Gesetzestreuer wird favorisieren, sämtliche Inputs, die seine Entscheidung stören könnten, zu verharmlosen, abzuwerten, zu verdrängen oder zu sublimieren. Im Extremfall kann dies z.B. zu Diskriminierung von Frauen, Diffamierung von Sexualität, übermäßigem Konsum von Substituten und Drogen o. ä. führen.

Er wird zölibatkonträre Informationen so abwehren, dass sie nicht bis zur Ebene seiner Einstellungen und Werte vordringen können.

Entspricht es seiner Überzeugung, sich frei für die zölibatäre Lebensform entschieden zu haben, und findet er darin genügend soziale Unterstützung, wird es ihm leichter fallen, kognitive Dissonanz bezüglich dieses Themas zu überwinden - ob auf „gesunde“ oder (selbst)schädigende Weise, sei dahingestellt.

Es darf als Faktum angesehen werden, dass der Mensch ein soziales Wesen und mit einem Sexualtrieb ausgestattet ist.

Ausnahmen mag es geben, und vielleicht gehören katholische Priester qua Berufung zu dieser Minderheit - fraglich bleibt jedoch, ob es sich dabei um eine im positiven Sinne auserwählte Spezies oder das "Produkt" einer atypischen, evtl. defizitären und somit nachteiligen Entwicklung handelt.

Denkbar ist auch, dass sich nach längerer Phase (gewollter) genital-sexueller Abstinenz physiologische Prozesse abschwächen, das Interesse an potentiellen Geschlechtspartnern/innen und die Libido nachlassen und es dann keiner großen Anstrengung mehr bedarf, zölibatkonträre Informationen zu verarbeiten.

Unterstellt man jedoch als "Normalfall" ein kontinuierliches oder auch nur phasenweises Verlangen nach Zweisamkeit und gelebter Sexualität, wie es der "gesunde" Menschenverstand und Erfahrungswerte nahe legen, dann dürfte zumindest auch ein Teil katholischer Priester nach sexueller Abstinenz eher "ausgehungert" als immunisiert sein, diesbezüglich relevante Reize wahrnehmen und sehr wohl im Sinne Festingers mit kognitiver Dissonanz und deren Verarbeitung beschäftigt sein.

Da einstellungsdiskrepantes Verhalten zu Einstellungsänderung führen kann, ist auch bei ursprünglich zölibatbejahenden Priestern nicht auszuschließen, dass sie nach dem Erleben von sexuellen und liebevollen Begegnungen die Pflicht zur Enthaltsamkeit nicht länger gutheißen.

Diejenigen, die dem Zölibat ohnehin skeptisch gegenüberstehen, werden sicherlich mit höherer Intensität Konflikte erleben und entweder nur mit besonderem, wiederholtem Aufwand innere Balance herstellen oder Versuchungen erliegen und dann ebenfalls Dissonanzen ausgesetzt sein.

Es ist anzunehmen, dass die intrapsychischen Reaktionen auf Verstöße gegen das Zölibatgesetz quantitativ und qualitativ individuell verschieden und auch abhängig davon sind, ob es sich um einen erst- und (zunächst) einmaligen Bruch oder mehrfache "Vergehen" handelt.

Aber gleichgültig, ob der betroffene Priester das verbotene Geschehen, die Beziehung, sich selbst oder das Gesetz ab- oder aufwertet - er wird in jedem Fall mit kognitiven Dissonanzen konfrontiert sein, entweder in Form von Reue oder, sofern er den

Zölibat weiterhin umgehen möchte, mit Konflikten wegen der Verheimlichung seines Liebeslebens und damit verbundener Lügen.

Möglicherweise strukturiert ein solcher Priester auf Dauer die Bedeutung von (Un-)Aufrichtigkeit kognitiv um, z.B. indem er für seine Lügen die Norm und Moral der Amtskirche verantwortlich macht und sein eigenes Verhalten vor sich als menschlich und notwendig rechtfertigt.

Ansonsten blieben ihm nur, Konsequenzen zu ziehen: sich doch wieder auf den Zölibat zu besinnen oder das Priesteramt niederzulegen. Beides jedoch kann (lebenslang) zu weiteren Dissonanzen führen, nämlich hinsichtlich der Frage, ob die getroffene Entscheidung wirklich die richtige war.

2.6 Der Zölibat im Spiegel der Selbstkonzeptforschung

Eine kaum überschaubare Anzahl von psychologischen Theorien beschäftigt sich mit dem Selbst, Selbstbild, Selbstkonzept u. ä. Obwohl fast alle auch dazu beitragen könnten, zölibatäres Verhalten zu beleuchten, kann hier nur eine Auswahl dargestellt und in Beziehung gesetzt werden.

Wie in anderen Kontexten, so ist auch bezüglich zölibatären Verhaltens von Bedeutung, wie eine Person sich definiert, was ihr Selbstwertgefühl bedingt, welche Motive selbst-bezogenem Verhalten zugrunde liegen, wie sich das Selbst reguliert und nach welchem Selbstkonzept es funktioniert, wobei Letzteres Wahrnehmung und Wissen über die eigene Persönlichkeit, deren Struktur, (In-)Stabilität und (Un-)Klarheit beinhaltet und die eigene Identität, auch bei sozialen Rollen und Vergleichsprozessen, charakterisiert.

Diese Theorien dienen dazu, menschliches Verhalten inklusive Emotionen zu erklären und vorherzusagen, was hier nun bezüglich des Zölibats versucht werden soll.

2.6.1 Die Theorie der objektiven Selbstaufmerksamkeit von Duval und Wicklund

Das Selbstwertgefühl eines jeden Menschen unterliegt Schwankungen, die situativ bedingt sein können, da es aus dem Vergleich vermeintlicher subjektiver Fähigkeiten mit Anforderungen, mit denen sich eine Person konfrontiert sieht, resultiert.

Wird vorausschauend und berechtigt, da letztlich von Erfolg gekrönt, eingeschätzt, Anforderungen gewachsen zu sein und entsprechende Situationen meistern zu können, erfährt das Selbstbewusstsein einen positiven Schub, während sich über- oder unterschätzte Leistungsmöglichkeiten negativ auf das Selbstwertgefühl auswirken.

Das Fundament für das Selbstvertrauen wird nach Ansicht vieler Psychologen schon in früher Kindheit gelegt (Erikson, 1992; Posth, 2007)) und ist evtl. teilweise genetisch determiniert. Wie meist wird ein Zusammenwirken von Anlage und Umwelt angenommen.

Gemäß Duval und Wicklund (1972) ist später entscheidend, in welchem Maße die eigene Aufmerksamkeit nach innen gerichtet wird, jemand also selbst Objekt persönlicher Reflexionen und Analysen ist.

Eine relativ starke Ausrichtung auf die eigene Person kann zur Folge haben, dass Diskrepanzen zwischen dem Selbstideal und der Wirklichkeit eher bewusst werden, das Selbstwertgefühl beeinträchtigen und dazu veranlassen, Dissonanz zu reduzieren und/oder diskrepanzförderliche Situationen zu meiden.

Andererseits kann die Korrelation zwischen Einstellungen und Verhalten durch selbstaufmerksamkeitsverstärkende Stimuli erhöht werden (Wicklund, 1982).

Gegenstand der Selbstaufmerksamkeit können alle Aspekte sein, die die Person als Teil ihres Selbst erkennt: Selbsteinschätzungen, Erwartungen, Gefühle etc.

Wird eine Diskrepanz zwischen idealem und realem Selbstbild festgestellt, motivieren wie gesagt negative Emotionen zu diskrepanzreduzierendem oder Vermeidungsverhalten, und übertrifft das eigene Verhalten die persönlichen Standards,

empfindet die Person positiv und wertet sich selbst auf.

Die Diskrepanzreduktion kann z.B. Leistungssteigerung beinhalten.

Mit Vermeidungsverhalten signalisiert der Betroffene, dass er resigniert und kapituliert hat.

Zwei Arten von Selbstaufmerksamkeit können voneinander unterschieden werden: die private, die sich auf von anderen nicht beobachtbare Aspekte wie Gefühle, persönliche Ziele und Einstellungen bezieht, und die öffentliche, die soziale Selbst-Aspekte wie Aussehen und Bewertung durch andere betont und auf die soziale Normen und Ansprüche anderer maßgeblich einwirken.

Erstere ist weniger durch abweichende Urteile beeinflusst und weist eine stärkere innere Konsistenz mit internen Standards auf. Im zweiten Fall sind soziale Einflüsse bedeutender und wird eine Konformität mit sozialen Normen angestrebt.

Bei privater Selbstaufmerksamkeit sind interne Selbst-Aspekte wie Einstellungen änderungsresistenter, wohingegen bei öffentlicher Selbstaufmerksamkeit häufiger Einstellungsänderungen auftreten.

Wird, in Anlehnung an die Reaktanztheorie (Brehm, 1966), die Meinungsfreiheit bedroht, führt dies bei privater Selbstaufmerksamkeit zu Effekten wie Wut, Aggressionen u. ä., bei öffentlicher Selbstaufmerksamkeit zu einem vermehrten Bemühen um sozial erwünschtes, defensives Verhalten (Wicklund, 1974).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass erhöhte private Selbstaufmerksamkeit ein unabhängigeres und differenzierteres Selbstkonzept voraussetzt oder mit sich bringt, wohingegen bei hauptsächlich öffentlicher Selbstaufmerksamkeit Selbstbestätigung über Externa wie Beliebtheit, Anklang physischer Merkmale und Gruppenzugehörigkeit erreicht wird.

Daraus lässt sich für katholische Priester schlussfolgern, dass sie nur dann für die Einhaltung des Zölibats prädestiniert sind, wenn sie über ein starkes Selbstvertrauen verfügen, der privaten gegenüber der öffentlichen Selbstaufmerksamkeit mehr Bedeutung schenken und/oder sich in einem Umfeld bewegen, in dem die eigenen Einstellungen mit der sozialen Erwünschtheit identisch sind.

Da selten all diese Bedingungen erfüllt sein dürften, scheint eine

Störanfälligkeit vorprogrammiert.

Ist der Priester seiner Meinung doch nicht so sicher, narzisstisch akzentuiert und stark angewiesen auf Bestätigung anderer, wird er hin- und hergerissen sein, ob er zölibatbestätigendes oder -gefährdendes Feedback für ausschlaggebend halten soll, und ist er vom Zölibat überzeugt, erhält aber vermehrt wenig unterstützende Rückmeldung, wird er sich fragen, ob er den richtigen Weg einschlägt.

So oder so: er wird ständig im Begriff sein, sein Selbstkonzept zu überprüfen, denn den Fall des vom Zölibat Überzeugten und zugleich von allem Kritischen Verschonten wird es nicht geben. Dazu sind mittlerweile die Stimmen derer zu zahlreich und laut, die auf die Nachteile des Zölibats und die Folgen einer Doppel-Moral und bloßen Tradition hinweisen.

Ein Zölibatärer, der, aus welchen Gründen auch immer, seine Enthaltensamkeit für sinnvoll und förderlich hält, genießt möglicherweise wegen drohenden allgemeinen Sittenverfalls die Position eines Idols und Machtinhabers und rekrutiert daraus Energie für sein Durchhaltevermögen.

Konsistentes, einstellungskongruentes Verhalten im Sinne des Zölibats dürfte also durch selektive Wahrnehmung von Bestätigung von außen im Zuge öffentlicher Selbstaufmerksamkeit begünstigt werden.

2.6.2 Selbstüberwachung und Selbstpräsentation

Da Priester, vergleichbar mit Politikern und Schauspielern, auf einer Art Bühne agieren - öffentlich, frontal, per Altar architektonisch erhöht und durch ihre Kleidung, zumindest bei Zelebrationen, exponiert - sollen hier auch die Mechanismen ihrer Selbstdarstellung betrachtet werden.

Dazu bietet es sich an, den Zölibat vor dem Hintergrund von Überlegungen, wie sie u. a. Snyder (1974, 1986) angestellt und experimentell überprüft hat, zu analysieren.

Mit Snyders "Selbstüberwachungsskala" ("self-monitoring-scale",

1974), 1986 revidiert von Snyder und Gangestad, lassen sich "individuelle Unterschiede in der Motivation und Fähigkeit zur vorteilhaften Selbstdarstellung" (Herkner, 1996) erfassen.

Mit ihrer Hilfe konnte gezeigt werden, dass Menschen, die aus beruflichen Gründen häufig an einer günstigen Selbstdarstellung ("impression management") interessiert sein dürften, eine stärkere Selbstüberwachungstendenz haben als Angehörige von Vergleichsgruppen, und dass diese eine eigenständige psychologische Dimension darstellt, da sie nicht mit anderen gemessenen Eigenschaften korreliert.

Extreme Selbstüberwacher reagieren situationsabhängig, sie wollen stets einen positiven Eindruck auf andere machen, ihr Verhalten ist nicht konsistent und kann sogar ihren Einstellungen widersprechen, während Personen mit geringer Selbstüberwachungstendenz nicht an situativen oder sozialen Hinweisreizen, sondern an ihrem relativ konstanten Selbstbild orientiert sind und handeln, was allerdings auf mangelnde soziale Kompetenz schließen lassen kann.

"Soziale Interaktion erfordert also die Motivation und Fähigkeit, die verbale und nonverbale Selbstdarstellung zu kontrollieren, um einen positiven Eindruck bei anderen hervorzurufen. Das Ziel günstiger Selbstdarstellung ist es meistens, die Sympathie anderer Personen zu gewinnen oder sie zu beeinflussen." (Schiefele, 1990)

Der Priester als geschulter Entertainer wird seinem "Publikum" gefallen wollen, um es nicht zuletzt für Glaubensinhalte zu begeistern. Die sinkende Zahl der Kirchgänger wird ihn veranlassen, mit seiner persönlichen Ausstrahlung Menschen dazu bewegen zu wollen, aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen. Dabei muss er Mitgliedern verschiedenen Alters und Bildungsstandes gerecht werden, was zwangsläufig Variabilität seines Verhaltens erfordert. Dies wiederum setzt die oben zitierte starke Selbstüberwachung voraus.

Impliziert sein Bemühen um Außenwirkung zudem physische Faktoren und gilt er somit für viele als rundum attraktiv, dürfte die Wahrscheinlichkeit, dass er Avancen von potentiellen Geschlechtspartnern/innen ausgesetzt ist, erhöht und er selbst sich seiner eigenen Geschlechtlichkeit bewusster sein.

Redegewandtheit, rhetorisches Geschick, Anpassungsfreudigkeit,

Hilfsbereitschaft, Charisma, eine gepflegte äußere Erscheinung und zugleich die Aura des Unnahbaren und Unantastbaren oder Verbotenen machen ihn zu einem Mann, der sicherlich auf einige Menschen reizvoll, anziehend und erotisch wirkt.

Für Frauen wie Männer, die sich nach einem beglückenden (imaginären) Ausgleich zu ihrem vielleicht monotonen (Beziehungs-)Alltag sehnen, ohne tatsächlich aus ihm ausbrechen oder "fremdgehen" zu wollen, bietet er eine optimale Projektionsfläche.

So wird er sich nicht allein als geschlechtsneutrales Instrument der Amtskirche bestätigt fühlen, zuweilen den Zölibat hinterfragen und gegebenenfalls Versuchungen erliegen.

Sein schauspielerisches Talent könnte es ihm ermöglichen, sein Liebesleben unbemerkt im Verborgenen zu führen, was jedoch je nach Art der Beziehung durch Verheimlichungen und Unaufrichtigkeiten zu enormen Belastungen und Konflikten für ihn und seine Lebenspartner/innen führen kann.

Ein katholischer Priester mit schwacher Selbstüberwachung mag weniger Sympathiepunkte sammeln, aber auch weniger anfällig für Verstöße gegen den Zölibat sein, sofern er von ihm überzeugt ist.

Oder er führt sein Leben ohnehin so, wie es seiner (insgeheimen) Vorstellung entspricht: vielleicht frei von zölibatären Verpflichtungen und weitgehend unabhängig davon, was andere über ihn denken. Er mag engstirniger und weniger umgänglich wirken, dafür jedoch authentischer als Kollegen/Mitbrüder mit starker Selbstüberwachung sein, die durch ihre ständige Anpassung teilweise maniert erscheinen.

Experimente von Snyder und Monson (1975) sowie Ickes und Barnes (1977) zur Stabilität der Selbstdarstellung, Variabilität des Verhaltens in den Bereichen Aggression, Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit und zum Interaktionsverhalten von Menschen mit starker (HSÜW) bzw. schwacher (NSÜW) Selbstüberwachung haben bewiesen, dass bei HSÜW das Verhalten eher durch situationale Umstände kontrolliert wird, HSÜW-Personen sich in privaten Situationen konformer und notfalls unaufrichtiger zeigten als in öffentlichen, ihre Selbstdarstellung v. a. durch situationale und interpersonale Informationen gesteuert wird und sie in Interaktionen initiativer sind.

Selbstkonzeptunterschiede beruhen v. a. darauf, dass HSÜW-

Personen sich in höherem Maße als flexibel beschreiben und sich mehr über Merkmale identifizieren, die in der Außenwelt lokalisiert sind: z.B. Beruf, Gruppenzugehörigkeit, Beziehungen und Besitztümer.

Die Strategien für ihr “impression management” sind vielfältig: sie reichen von asservativ-kurzfristig (blenden) über defensiv-kurzfristig (Verweis auf situative Gegebenheiten) und asservativ-langfristig (Investitionen in Beziehungen) bis hin zu defensiv-langfristig (Selbsterniedrigung). Die diversen Selbstdarstellungstechniken, -taktiken und -strategien haben Tedeschi et al. (1985) anschaulich beschrieben.

NSÜW-Personen dagegen sind der Meinung, dass ihr Verhalten mehr von eigenen Maßstäben und Prinzipien geleitet ist, also durch interne Merkmale wie Gefühle, Vorstellungen und Ziele. Beziehungen zu anderen Personen haben kaum Einfluss auf ihr Selbstbild.

In Analogie zur Theaterterminologie ist in diesem Zusammenhang in Forschung und Literatur die Rede von “kognitiven Drehbüchern”.

Die HSÜW-Personen entwerfen in ihrer Vorstellung ein Bild von einer Person, die der Situation gerecht wird, und verhalten sich dementsprechend, die NSÜW-Personen fragen sich, wer sie selbst sind und wie sie sich in der Situation darstellen können, nehmen also die eigene Person als handlungsleitenden Prototypen ernst.

Bei beiden kann es zu negativer oder positiver Diskrepanz kommen: zu Selbstabwertung, wenn der Ist- unter dem erwarteten Soll-Wert liegt, zu Selbstaufwertung, wenn der Ist- den erwarteten Soll-Wert übertrifft.

Im negativen Fall wird meist versucht, die Diskrepanz durch Verdrängungs- oder Vermeidungsverhalten zu reduzieren.

Ein katholischer Priester, der aus eigener Überzeugung zölibatär leben will, ebenso wie einer, der diesbezüglich unsicher ist, wird, ergo unabhängig von seiner Selbstüberwachungstendenz, mehr oder weniger häufig und stark in Krisen geraten und sich, gleichgültig, welche Entscheidung er letztlich fällt, nie ganz von Dissonanzen befreien können, weil dazu sein Selbstbild zu eng mit beruflichen Anforderungen verknüpft ist und diese viel Einfluss auf sein Privatleben haben.

Seine Haltung wird maßgeblich davon beeinflusst sein, ob er

kurzfristig und situationsspezifisch auf Taktiken oder langfristig und situationsübergreifend auf (asservative = auf Durchsetzung hinauslaufende oder defensive = verteidigende) Strategien setzt.

2.6.3 Die Selbstwerterhaltungstheorie von Tesser

Tesser (1988) beschreibt in seiner Theorie, dass und inwiefern soziale Vergleiche auf den Selbstwert Einfluss nehmen. Demnach sei deren Wirkung abhängig von der Leistungsqualität, der psychologischen Nähe zu Vergleichspersonen und der persönlichen Gewichtung der Vergleichsdimension.

Zu unterscheiden seien selbstwertmindernde Vergleichsprozesse von selbstwertsteigernden Reflexions(=Widerspiegelungs) Prozessen, angestrebt werde Selbstwerterhaltung (SEM=Self-evaluation maintainance), und deshalb werden die oben genannten drei Variablen möglichst so manipuliert, dass eine Selbstwertminderung vermieden wird, z.B. durch eigene Leistungssteigerung, um dem Vergleich besser standhalten zu können, durch Verringerung der psychologischen Nähe zu der Person, deren Leistung die eigene in den Schatten stellt, oder durch Eliminierung derjenigen Dimension aus dem Selbstbild, bei deren Vergleich man selbst ungünstig abgeschnitten hat.

Wie Experimente und Studien (Tesser, 1988; Tesser, Millar und Moore, 1988; Tesser, Pilkington und McIntosh, 1989) belegen, gehen SEM-Effekte mit Gefühlen einher, deren Verursachung durch (Fehl-) Attributionen festgelegt und verändert werden kann. Werden Emotionen nicht auf Vergleichs- und Reflexionsprozesse zurückgeführt, sind SEM-Effekte signifikant schwächer.

Gemäß dieser Theorie ist hinsichtlich des Zölibats zu erwarten, dass ein zu Enthaltsamkeit entschlossener Priester partnerschaftsrelevantes und sexuelles Verhalten als selbstwertbezogene Vergleichsdimension für sich ad acta gelegt hat, vielleicht, nachdem er bereits selbstwertmindernde Erfahrungen damit gemacht hat.

Oder er vergleicht sich bezüglich seiner Abstinenz mit Mitbrüdern

und anderen enthaltsamen oder aber liierten Personen und stellt fest, dass er "erfolgreicher", da standhafter als sie ist oder angesichts der Verbreitung von Beziehungsstörungen und der hohen Scheidungsrate gut daran tut, allein zu bleiben.

Damit verbundene Gefühle von Stolz oder Zufriedenheit können in ihrer Intensität etwaige Sehnsüchte nach Nähe und libidinöse Bedürfnisse möglicherweise übertreffen und selbstwertdienlich sein.

Kontakte zu Personen, die in diesem Bereich durch Vergleiche seinen Selbstwert gefährden könnten, wird er unterbinden - sei es zu verlockenden potentiellen Geschlechtspartnern/innen oder zu anderen Priestern, die mit, trotz oder wegen ihrer Verstöße gegen den Zölibat glücklich wirken, zu Familien, die Harmonie ausstrahlen, oder zu vehementen Zölibatgegnern, die ihn als verschroben und obrigkeitshörig diffamieren könnten.

Er wird sich vermehrt auf seine Leistungsfähigkeit auf anderen Gebieten konzentrieren und dort maximale Selbstwerterhaltung oder -steigerung anstreben.

Aus der Perspektive eines Priesters, der den Zölibat umgeht, werden diesbezüglich Vergleichsprozesse anders aussehen: er empfindet es vielleicht als persönliche Niederlage, nicht enthaltsam leben zu können, schämt sich seines Verhaltens und meidet den Vergleich mit konsequent Zölibatären und, sofern möglich, sogar den Kontakt zu ihnen, bezieht seinen Selbstwert vornehmlich aus anderen Lebens- und Leistungsbereichen und / oder kehrt vielleicht zurück zur Enthaltensamkeit, oder aber er bewertet sein Liebesleben höher als den Zölibat, fühlt sich Zölibatären überlegen bzw. um eine wichtige (Selbst-)Erfahrung reicher als sie und nährt mit dieser Einstellung seinen Selbstwert.

Tesser konstatiert zwei Effekte bei Aufwärtsvergleichen, die hier ebenfalls berücksichtigt werden sollten: neben dem negativen Vergleichseffekt durch relativ schlechteres Abschneiden (s. o.) den Ausstrahlungseffekt durch relative Nähe zu Vorbildern.

Letzterer kann für Priester bedeuten, dass sie sich gern im Glanz derer sonnen, deren (vermutete) zölibatäre Haltung Bewunderung und Achtung erfährt, auch oder gerade dann, wenn sie persönlich Probleme mit der Einhaltung des Zölibats haben.

Damit bereichern sie ihren Selbstwert sozusagen auf dem Umweg über einen geschätzten Stellvertreter ihrer Berufsgruppe, über die sie sich definieren.

Durch abwärtsgerichtete Vergleiche mit gleich oder weniger Glücklichen, wie sie typisch sind in deprivierenden Situationen, kann ebenfalls das Wohlbefinden gesteigert werden, mitunter auch durch aktive Abwertung anderer, v. a. bei niedrigem eigenem Selbstwert.

2.6.4 Die Theorie der symbolischen Selbstergänzung von Wicklund und Gollwitzer

Diese Theorie von 1985 besagt, dass durch selbstbezogene Ziele, die eine Person sich steckt, Quasi-Bedürfnisse und ein zielgerichteter Spannungszustand entstehen und sich die Spannung erst legt, wenn das Ziel erreicht oder beschlossen wurde, es nicht mehr zu verfolgen.

Diese Art Ziele sind Teil der Selbstdefinition und daran zu erkennen, dass sie mit beobachtbaren Indikatoren ("Symbole der Selbstdefinition") verknüpft sind, die demonstrativen Charakter haben und deren Zurschaustellen an sich auch als Ersatzziel fungieren kann.

Wichtig dabei ist, dass diese selbstdefinierenden Symbole von anderen Menschen beachtet, also soziale Realität werden - nur dann haben sie spannungsreduzierende Wirkung.

Im Gegensatz zum "impression management" spielt hier keine Rolle, ob die Symbole als solche identifiziert werden.

Laut Wicklund und Gollwitzer dienen dazu Objekte, Selbstbeschreibungen und soziale Beeinflussung als effektive Symbole.

In drei Hypothesen haben sie zusammengefasst, welche Kriterien erfüllt sein müssen: der Mangel an relevanten Symbolen wird durch alternative, "selbstsymbolisierende Handlungen" ausgeglichen, ihre Effektivität ist an soziale Kenntnissnahme gebunden und die psychische Befindlichkeit umgebender Personen wird vernachlässigt.

Ist für den katholischen Priester von Bedeutung, zölibatär zu leben

oder zu wirken, kann er sich vielfältiger Symbole bedienen: z.B. der Präsentation eines maßvollen Lebensstils und allgemeiner Bescheidenheit, der betonten Distanz zu potentiellen Geschlechtspartnern/innen oder besonderer Aufgeschlossenheit Themen wie Sexualität gegenüber, um zu beweisen, dass er (trotz Enthaltensamkeit) keineswegs weltfremd ist.

Auch über seine Kleidung wird er in die eine oder andere Richtung unterstreichen wollen, wie er mit dem Zölibat umgeht: entweder bevorzugt er priesterliche Gewänder und schwarze Anzüge mit Collar (vulgo: "Euroscheck-Karte" oder "Tipp-Ex-Kragen"), die ihn eindeutig als seiner (sexuell abstinenter) Berufsgruppe zugehörig erscheinen lassen sollen, oder er legt (zeitweise) Wert auf "neutrale" bis modische Kleidung, sodass ihm auch trotz Zölibats zugestanden werden kann, über ein Privatleben zu verfügen, bis hin zu aus verlässlichen Quellen bekannten bewussten Täuschungen per Kleidung und Angabe des Berufs (z.B. "Religionslehrer", "Feuerwehrmann", "Militärangehöriger", „Polizist“ - wenn als Seelsorger in diesen Bereichen Insider-Wissen erworben wurde) in Urlauben oder Gegenden, in denen niemand ahnt, dass er katholischer Priester ist und er versucht, inkognito als bindungswilliger und -fähiger Mann Kontakt aufzunehmen.

Er scheint auf jeden Fall auf Außenwirkung bezüglich des Zölibats bedacht zu sein und sich abheben zu wollen/müssen und/oder manchmal seinen "Marktwert" testen, um seinen privaten Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Dabei scheint es für ihn (zunächst) gleichgültig zu sein, wenn er mitunter (oder dauerhaft) seine Mitmenschen betrügt.

Der Zölibat greift also zu tief in die Intimsphäre und in Selbstwertbereiche des Einzelnen ein, als dass davon ausgegangen werden könnte, dass er ohne Einfluss auf alltägliches Wirken, Auftreten, Glaubwürdigkeit und Integrität bleibt.

2.6.5 Die Theorie der Selbstziele von Greenwald

Greenwald (1968) definiert das Selbst als ein Konglomerat aus vier Subsystemen: dem diffusen, dem öffentlichen, dem privaten und

dem kollektiven Selbst.

Jede dieser Komponenten verfolgt eigene Ziele, sog. ego-tasks, und bedingt unterschiedliche Basiselemente des Selbstwerts.

Wird ein Ziel erreicht, steigt der Selbstwert an, wird es nicht realisiert, reduziert er sich.

Das diffuse Selbst als primitivstes strebt rein hedonistische Befriedigung an, wird durch Anonymität und Drogeneinfluss aktiviert und führt oft zu Normverletzungen.

Das öffentliche Selbst hat soziale Anerkennung und Selbstdefinition zum Ziel, bedient sich diverser Selbstdarstellungstechniken, geht einher mit öffentlicher Selbstaufmerksamkeit und hoher Selbstüberwachung und hat meist Konformität, Gehorsam und Einstellungsänderungen zur Folge.

Das private Selbst drängt auf individuelle Leistungen und Erfolge, will innere Standards erfüllen, ist durch private Selbstaufmerksamkeit, Leistungsmotivation und niedrige Selbstüberwachung gekennzeichnet, wird ausgelöst während des Alleinseins und bei privatem Misserfolg und zieht Unabhängigkeit, Trotz und Einstellungsstabilisierung nach sich.

Das kollektive Selbst schließlich bemüht sich um das Erreichen gemeinschaftlicher Leistungen und internalisierter Ziele von Bezugsgruppen wie Familie, Berufskollegium und religiösen Organisationen.

Hierbei handelt es sich im Gegensatz zur Anpassung an soziale Standards beim öffentlichen Selbst, die nur Mittel zu dem Zweck ist, Anerkennung zu erfahren, um Erfüllung sozialer Ziele als Selbstzweck, ausgelöst durch kohäsive Gruppen und übergeordnete Ziele.

Die Strategie zum Erreichen des Ziels zeichnet sich durch Kooperation bei Gruppenaktivitäten aus.

Laut Greenwald lassen sich mit Hilfe seines Modells auch andere Hypothesen und Theorien näher erläutern, z.B. Kelmans Unterscheidung von drei Arten sozialer Einflussnahme u. a. bei Einstellungs- und Meinungsänderung (Kelman, 1961): dessen "compliance" entspricht Greenwalds "öffentlichem Selbst" mit dem Ziel, Belohnung zu erhalten und Strafen zu vermeiden, Kelmans "Internalisierung" ist analog zum "privaten Selbst" zu sehen (innere Standards zu erfüllen, nach Wahrheit zu streben), und

“Identifizierung” bei Kelman korrespondiert mit Greenwalds “kollektivem Selbst” (Beeinflussung durch enge Beziehung zwischen Sender und Empfänger einer Kommunikation).

Ferner lässt sich die Selbstzielanalyse auch z.B. auf Theorien zur Konformität und Deindividuiierung (Zimbardo, 1969) übertragen. In ihnen wird beschrieben, wie es bei Massen(veranstaltungen) zu unkontrolliertem, irrationalen oder destruktivem Verhalten kommen kann, nämlich durch Anonymität, Aufteilung der Verantwortlichkeit, neue und unstrukturierte Situationen und ein extrem hohes Aktivierungsniveau durch nicht-soziale Faktoren wie ein Übermaß an sensorischer Stimulierung.

Greenwald betont in diesem Zusammenhang, dass Deindividuiierung nicht zwangsläufig mit dem Verlust der Identität verknüpft sein muss, sondern alternativ mit dem Erwerb einer Identität durch die Gruppe verbunden sein kann.

Diese Gruppe kann phasenweise gesucht oder gemieden werden und normverletzendes, aber auch konformes Verhalten begünstigen, was die Unterscheidung von zwei Arten von Deindividuiierung notwendig erscheinen lässt: einer Form, in Anlehnung an das Konstrukt des diffusen Selbst, die durch unstrukturierte Reize, Anonymität, mangelnde Selbstkontrolle und Drogen ausgelöst werden kann, sowie einer zweiten, der kollektiven, die durch stark strukturierte Reize, Uniformität in Gruppen, soziale Kontrolle und Anwesenheit von Autoritäten bewirkt wird.

Mit Hilfe von Greenwalds Hypothesen lässt sich plastisch skizzieren, wie zölibatäres Leben gelingen, aber auch scheitern kann.

Den größten Risikofaktor dürfte das diffuse Selbst darstellen. Wie bei jedem anderen Menschen, wird auch beim katholischen Priester durch (übermäßigen) Alkoholkonsum, also schon durch legale Drogen, die Hemmschwelle herabgesetzt, sodass vorstellbar ist, dass er unter diesem Einfluss, insbesondere bei ansonsten rigidem Verzicht auf Lustbefriedigung, Affiliations- und/oder sexuellen Bedürfnissen nachgibt, v. a. unter dem Deckmantel von Anonymität, z.B. fernab der Gemeinde, an Urlaubsorten oder im Rotlichtmilieu.

Die Normverletzung, zu der das diffuse Selbst neigt, bestünde dann evtl. “nur” im Zölibatbruch, kann jedoch grundsätzlich auch kriminelle Formen annehmen.

Möglicherweise reichen dem Priester auch die positiven Effekte einer Art Betäubung, also der Alkoholkonsum an sich, für die hedonistische Befriedigung, was nicht (selbst-) schädigend ist, sofern keine psychische und physische Abhängigkeit daraus erwächst.

Das öffentliche Selbst kann sich im Priesterberuf bestens entfalten - vorausgesetzt, der Priester lebt gesetzestreu oder weiß Verstöße gegen den Zölibat zu verbergen, um den Eindruck der Konformität zu wahren und genügend Anerkennung zu erfahren.

Für das priesterliche private Selbst ist entscheidend, ob sich die inneren Standards bezüglich des Zölibats mit den kirchenrechtlichen Vorgaben decken bzw. wie Abweichungen intrapersonal "verbucht" werden.

Das Ziel der Individualität wird vermutlich eher als erreicht empfunden, wenn ureigene Bedürfnisse befriedigt worden sind. Dazu muss in Bezug auf die eigene Geschlechtlichkeit Klarheit darüber herrschen, ob sie fremd- oder selbstbestimmt dyadisch unterbunden wird. Doch allein schon das Unterbinden an sich lässt den Verdacht aufkommen, dass so oder so ein privates Interesse vorhanden sein muss, das unterdrückt werden müsste, was dem Prinzip des privaten Selbst widerspräche.

Möglicherweise wird jedoch von manchen die Kombination aus Masturbation und zölibatverträglichen Kontakten als ausreichend befriedigend erlebt - wobei anzumerken ist, dass seit dem späten Mittelalter Onanie wie jegliche sexuelle Aktivität, die nicht der Fortpflanzung dient, von Seiten der Kirche als Sünde verurteilt wird (Lütkehaus, 2003) und streng genommen insbesondere dem Geistlichen untersagt ist.

Für das kollektive Selbst des Priesters dürfte eine Schwierigkeit darin bestehen, dass er sich in zwei verschiedenen Bezugsgruppen aufhält und innerhalb beider Gruppen hinsichtlich des Zölibats unterschiedliche Einstellungen und Verhaltensweisen vertreten werden: einerseits orientiert er sich an seinen Mitbrüdern, die inoffiziell nicht alle enthaltsam leben, andererseits an der Gemeinde, den Weltlichen, zu deren Alltag Partnerschaften, Familienleben und Sexualität gehören, von denen er sich glaubwürdig abheben soll, die aber zum Teil den Zölibat nicht (mehr) befürworten, weil sie ihn für inhuman und/oder nur geheuchelt halten.

Dem Priester fehlen vielerorts überzeugende Vorbilder, und er selbst wird ebenso oft nicht als ein solches ernst genommen, da immer häufiger publik wird, wenn/dass der Zölibat doch nicht eingehalten wird und welches Leid durch Verheimlichungen oder pervertiert gelebte Sexualität u. ä. entsteht. Identifikation, Kohärenz und Kooperation sind also deutlich erschwert.

Mit Kelman gesprochen dürfte der Priester seine Meinungen und Einstellungen bezüglich des Zölibats davon abhängig machen, wie viel Anerkennung er für seinen Standpunkt und sein Verhalten erhält, und versuchen, Sanktionen zu umgehen.

Auch dieser Ansatz spiegelt wider, in welchem Konflikt er sich befindet: er hat ein Versprechen abgegeben, muss sich jedoch fragen, wer ihn für dessen Einhaltung eigentlich lobt, und ist vielleicht vorrangig bemüht, einen Schein zu wahren, nicht unangenehm aufzufallen und seine berufliche Position zu erhalten. Seine Suche nach eigener Wahrheit, nach persönlichen Ansprüchen und Bedürfnissen wird durch Konditionen, an die sein Amt geknüpft ist, unterwandert.

Und da er sich in Interaktionen als Sender erfährt, von dem eine gewisse Über-Macht, andererseits auch Authentizität erwartet wird, sich daneben auch als weisungsabhängiger Empfänger erlebt, zugleich eigene (sexuelle) Bedürfnisse hat, wird er sich in einem ständigen Konflikt befinden und mit der Entscheidung schwer tun, womit er sich identifizieren soll und sie vielleicht immer wieder neu fällen müssen, es sei denn, er begibt sich ganz in seines Gottes Hand und vertraut auf das Himmelreich.

Deindividuierungsphänomene im Sinne Zimbardos lassen sich auch beim katholischen Priester und seiner Gemeinde beobachten. Der Gottesdienst als eine Art Massenveranstaltung mit klarer Rollenverteilung, die Suggestivkraft des Priesters, das Eintauchen aller in eine Atmosphäre besonderer, gemeinschaftlicher Feierlichkeit mit geregelter Abfolge, monotoner oder ergreifender Musik, pathetischen Worten und wiederkehrenden Gebeten - all das erzeugt eine Brutstätte für Machtausübung (und evtl. -missbrauch) und (blinde) Anpassung.

Hier können positive wie negative Gedanken und Einstellungen reifen, abgesegnet durch das Gefühl, einer ehrwürdigen Gemeinschaft anzugehören.

Und so geschieht es nicht selten, dass sich ein Priester, der größtes Vertrauen genoss, als jemand entpuppt, der lange Zeit seine Umgebung getäuscht hat, ohne dass irgendjemand zuvor Verdacht geschöpft hat (z.B. in Fällen von Pädophilie).

Der Priester ist sich seines Ansehens bewusst und fühlt sich sicher, was zölibatverletzendes oder gar delinquentes Verhalten erleichtern, aber natürlich auch dazu motivieren kann, Erwartungen, die an ihn gestellt werden, zu erfüllen.

Seine Identität erwirbt er durch individuelle Nutzung seiner Rolle in der "Masse" Gemeinde und deren Feedback.

In vielen Gemeinden ist auch bekannt, dass der Priester zu seiner sog. Haushälterin eine Beziehung unterhält, die nicht mit dem Zölibat vereinbar ist - dies wird meist solange (stillschweigend) akzeptiert, wie er ansonsten in der Gemeinschaft der Gläubigen konform, kooperativ und engagiert auftritt.

Es scheint also für den Priester möglich zu sein, trotz sozialer Kontrolle hedonistische u. ä. Bedürfnisse auszuleben und eine ihm und anderen gerechte Identität zu stabilisieren - auch wenn sie nicht immer den Gesetzen der Amtskirche entspricht.

2.6.6 Die Selbstdiskrepanztheorie von Higgins

Laut Higgins (1987) gibt es drei Arten von Selbstbildern: das tatsächliche Selbst (wie man ist), das ideale Selbst (wie man gemäß eigener Wünsche und Hoffnungen sein möchte) sowie das geforderte Selbst (wie man in Anlehnung an Pflichten, soziale und moralische Normen sein sollte).

Jedes dieser Selbstbilder kann sowohl vom eigenen Standpunkt aus betrachtet werden (Selbstwahrnehmung) als auch aus der (vermeintlichen) Perspektive Außenstehender (Fremdwahrnehmung), durch Freunde, Familie usw.

Daraus ergeben sich insgesamt sechs Arten von Selbstkonzepten:

1. tatsächlich/selbst (wie man sich selbst sieht)
2. tatsächlich/fremd (wie man glaubt, von anderen wahrgenommen zu werden)
3. ideal/selbst (wie man selbst sein möchte)
4. ideal/fremd (wie andere - vermeintlich - möchten, wie man ist)
5. gefordert/selbst (wie man nach eigenen Ansprüchen sein sollte)
6. gefordert/fremd (wie man nach den Ansprüchen anderer sein sollte)

Zwischen diesen sechs Selbstbildtypen können Diskrepanzen auftreten, die allesamt zu negativen Gefühlen und vermindertem Selbstwert führen, wobei die verschiedenen Diskrepanzarten unterschiedliche Auswirkungen haben:

Die Diskrepanz zwischen tatsächlich/selbst und ideal/selbst oder ideal/fremd impliziert, dass wichtige positive Ergebnisse nicht vorhanden sind und auch nicht erwartet werden, und bewirkt Emotionen wie Traurigkeit, Enttäuschung und Unzufriedenheit, während die Diskrepanz zwischen tatsächlich/selbst und gefordert/selbst oder gefordert/fremd bedeutet, dass negative Ergebnisse (z.B. Bestrafung, Kritik) vorliegen, woraus Angst, Sorge, Schuldgefühle u. ä. resultieren.

Higgins und seine Mitarbeiter haben mittels eines Fragebogens ("Selves Questionnaire") Selbstbilder erhoben und anschließend von Beurteilern Diskrepanzen ermitteln und berechnen lassen.

Dabei kristallisierten sich zwei Arten von Widersprüchen heraus: synonyme und antonyme.

Ein synonymer Widerspruch beschreibt den unterschiedlichen Ausprägungsgrad eines Merkmals in zwei Selbstbildern und gilt dann als signifikant, wenn die Stärken dieses Merkmals in den Selbstbildern um mindestens zwei Skalenpunkte voneinander abweichen.

Antonyme Widersprüche sind krasse Gegensätze und werden bei der Berechnung der Diskrepanzstärke doppelt gewichtet.

Unter motivationspsychologischem Aspekt ist davon auszugehen, dass der Mensch bestrebt ist, Diskrepanzen zu reduzieren und

dabei vor allem das tatsächliche Selbst mit den Selbststandards (ideal und gefordert) in Einklang zu bringen.

Informationsverarbeitungshypothesen besagen, dass jemand umso mehr unter Selbstdiskrepanzen leidet, je größer deren Ausmaß ist, und dass das subjektive Empfinden von der Wahrnehmung und Zugänglichkeit abhängt, die durch situative Hinweisreize erhöht wird.

Van Hook und Higgins (1988) und Moretti und Higgins (1990) haben in diversen Untersuchungen bestätigt gefunden, dass nur für jene positiven Merkmale, die eine Entsprechung im idealen Selbst haben, gilt, dass der Selbstwert ansteigt, und nur diejenigen negativen Merkmale, die dem Selbstideal widersprechen, ein negatives Selbstbild bewirken. Solche also, die in keinerlei Beziehung zum Ideal stehen, haben auch keinen Einfluss auf den Selbstwert.

Durch den Zölibat können eine Reihe von Diskrepanzen entstehen. So kann der katholische Priester sich als sehr sexuellen Menschen erleben oder nach einem eigenen Familienleben sehnen (tatsächlich/selbst), andererseits jedoch hoffen, (sexuell) enthaltsam und allein leben zu können, um dem Zölibat gerecht zu werden (ideal/fremd) oder sein persönliches, damit verbundenes Ziel zu erreichen (ideal/selbst). Das Fehlen eines positiven Ergebnisses in Form einer Umsetzung seiner sexuellen oder affiliativen Bedürfnisse oder auch das Verfehlen seines Ziels, enthaltsam zu leben, können ihn depressiv oder unzufrieden stimmen oder ihm peinlich sein.

Bemerkt er einen Widerspruch zwischen o. g. Bedürfnissen (tatsächlich/selbst) und den eigenen Ansprüchen an sich (gefordert/selbst) oder denen anderer an ihn (gefordert/fremd) und hatte diese Diskrepanz bereits negative Folgen wie Kritik und Sanktionen seitens der Amtskirche oder des/der (heimlichen) Lebensgefährten/in, wird er mit Besorgtheit und Schuldgefühlen reagieren und sich bedroht fühlen.

Als situative Hinweisreize, die ihn seine Selbstdiskrepanzen bewusst werden lassen, können eine mächtige Libido, ein starker Masturbationsdrang, ein Gefühl des Alleinseins, das Erleben von familiärem Miteinander als Außenstehender, erotische Signale potentieller Geschlechtspartner/innen, ein Kinderlachen, ein stolzer

Vater, die eigene Vernachlässigung des Betens, Kritik von Gemeindemitgliedern, ein mitleidiger Blick von Zölibatgegnern u. v. m. sein.

Auch andere Selbstdiskrepanzen und damit assoziierte Formen des Unbehagens sind denkbar.

So kann ein Widerspruch bei den “self-guides” zwischen dem eigenen Wunsch, dem Zölibat gerecht zu werden (ideal/selbst) und dem Anspruch des/der Lebensgefährten/in (gefordert/fremd) zu Verwirrung und Unsicherheit führen, ebenso z.B., wenn der Priester es zu seinem Ziel erklärt, den Zölibat inoffiziell zu missachten (ideal/selbst), ein/eine Lebensgefährtin/in ihn jedoch mit seiner/ihrer Erwartung konfrontiert, sich zu ihm/ihr zu bekennen (gefordert/fremd).

Im Bereich der “self-concepts” können Diskrepanzen von “tatsächlich/selbst” versus “tatsächlich/fremd” mit Unentschlossenheit, einem Gefühl der Abhängigkeit und der Reflexion einer Identitätskrise einhergehen (Spörrle und Försterling, 2004).

Nimmt sich der Priester selbst also als attraktiv für potentielle Geschlechtspartner/innen wahr, auch unabhängig davon, ob er zölibatär leben will oder nicht, und vermutet, andere teilen seine Ansicht nicht, oder erlebt er sich selbst als jemanden, der nicht enthaltsam leben kann, glaubt jedoch, andere schätzen ihn als Zölibatären (oder umgekehrt), wird ihn zumindest ein Gefühl der Verunsicherung beschleichen, eventuell bis hin zu der Frage, wer und wie er denn nun wirklich ist.

Grundsätzlich sind mehrere Selbstdiskrepanzen und damit verbundene Emotionen gleichzeitig möglich. Die Wahrnehmung der eigenen Person und dazu inkonsistenter Reaktionen anderer, inkohärente Eigenschaften innerhalb der eigenen Persönlichkeit sowie Selbsteinschätzungen im Vergleich mit bestimmten Standards bergen ein hohes Konfliktpotenzial in sich.

Vereinfacht gesagt handelt es sich um Abweichungen der eigenen Person bzw. des eigenen Verhaltens von Lebensentwürfen, Erwartungen und Standards, deren Auftreten bei einer so folgenreichen und gewichtigen Entscheidung wie der für oder gegen den Zölibat nicht verwundert.

Higgins` Theorie kann auch zur Erklärung reziproker Effekte herangezogen werden, und derer gibt es sicherlich viele, die das

Sexual- und Liebesleben des Priesters und die Einstellung Außenstehender zum Zölibat sowie vice versa beeinflussen.

Ziel der Diskrepanztheorie ist es, Vorhersagen über die Beziehung von Selbsteinschätzungen und Emotionen treffen zu können.

Wie Schachinger (1992) zeigen konnte, resultieren aus Selbstdiskrepanzen weniger starke belastende Emotionen, wenn die betroffenen Personen eine relativ hohe Erfolgszuversicht (“Zielerreichungsglaube”) aufweisen.

Auf Priester und den Zölibat bezogen heißt das, dass diejenigen, die überzeugt davon sind, enthalten sich leben oder aber den Zölibat umgehen zu können und dabei nicht unangenehm aufzufallen, weniger unter diesbezüglichen Diskrepanzen leiden.

Gemäß der Appraisal-Theorie von Ellis (1993) ist hierbei ferner wichtig, zwischen adaptiven und mal-adaptiven Emotionen zu differenzieren. Rationale Gedanken (Wünsche, Präferenzen) rufen Emotionen der ersten Gruppe wie Furcht, Ärger, Bedauern und Traurigkeit hervor und bewirken funktionale Verhaltensreaktionen, während irrationale Gedanken (rigide und überzogene Forderungen) zu mal-adaptiven Gefühlen wie Angst, Wut und Selbstverachtung führen.

Letztere begünstigen einen depressogenen Attributionsstil, vermindern Proaktivität und erhöhen Religiosität.

Dies lässt erahnen, dass Priester, die sich dem Zölibat beugen, obwohl sie ihm entgegenstehende Bedürfnisse verspüren, der Gefahr ausgesetzt sind, “ungesund” zu empfinden und verstärkt bemüht sind, im Glauben Halt zu finden.

2.7 Der Zölibat im Kontext von Impression Management

“Wir alle spielen Theater” - damit hat schon der Soziologe Goffman 1957, ähnlich wie vor und nach ihm Vertreter des symbolischen Interaktionismus (Mead, 1934; Blumer, 1973), menschliches Sozialverhalten als Funktion einer Schein- und Rollenwelt eingeordnet und dessen manipulativen und manipulatorischen Charakter unterstrichen.

Das Ziel jeder Selbstpräsentation und Interaktion besteht letztlich darin, soziale Anerkennung zu erfahren. Dazu werden zunächst (selektierte) Informationen über Interaktionspartner definiert und ein Eindruck gewonnen, der stark von eigenen Einstellungen, Emotionen und Klischées geprägt ist, also eher einer persönlichen Realitätserwartung als objektiven Gegebenheiten entspricht.

Auf der Basis dieses subjektiven Eindrucks wird die weitere Informationsübermittlung so gestaltet, dass eine positive Wirkung erzielt werden kann. Das eigene Auftreten wird den antizipierten, potentiellen Reaktionen anderer angeglichen, was zu Prozessen sozialer Beeinflussung und sozialen Machtgewinns führt (Tedeschi, 1971, 1981).

Dieses sog. Impression Management (Snyder, 1981; Mummendey, 1995) bedient sich verschiedener asservativer oder defensiver Techniken: eher kurzfristig und situationsbezogen bestimmter Taktiken, eher langfristig und situationsübergreifend diverser Strategien. Tedeschi, Lindskold und Rosenfeld (1985) haben eine Systematik der Selbstpräsentation erstellt, bei der folgende Techniken unterschieden werden:

(siehe Tabelle folgende Seite)

Asservative SP-Technik	Defensive SP-Technik	Asservative SP-Strategie	Defensive SP-Strategie
Der Akteur versucht, über positive Selbstdarstellung das Publikum so zu beeindrucken, dass seine soziale Macht vergrößert wird und eigene Interessen und Wünsche vom Publikum erfüllt werden.	Der Akteur versucht, zu verhindern oder zumindest einzuschränken, dass er beim Publikum an Ansehen verliert.	Der Akteur ist bemüht, eine langfristig gültige, gute Reputation zu erwerben, die über unterschiedliche Situationen hinweg wirksam ist.	Der Akteur ist bemüht, ein Bild von sich zu vermitteln, wonach er über unterschiedliche Situationen hinweg nicht in vollem Maße für sein Handeln verantwortlich zu machen ist.
Ingratiation (schmeicheln)	Predictaments and Face-work (sich aus einer misslichen Lage herauswinden)	Competence or Expertise (kompetent und als Experte erscheinen)	Helplessness and Anxiety (hilflos und ängstlich darstellen)
Self-enhancing communication (Ziel: sich oder andere zu erhöhen)	Excuses (sich als nicht verantwortlich hinstellen)	Attractiveness (sich als attraktiv und liebenswert darstellen)	Alcoholism & Drug Addiction als Ausdruck der Nichtübernahme von Verantwortung, Alkohol-/Drogensucht
Opinion conformity (Meinungskonformität)	Justifications (Rechtfertigung)	Status und Prestige (status-, prestigebehaftet, elitär auftreten)	Symptoms of mental illness (Übernahme der Rolle des „Geisteskranken“)
Favor-doing (nett sein)	Disclaimers and self-handicapping (andere über eventuelle eigene Misserfolge informieren)	Credibility & Trustworthiness (Glaubwürdigkeit, Vertrauenswürdigkeit darstellen)	
Intimidation (Einschüchterung)	Apologies (Entschuldigungen)	Self-disclosure (sich anderen gegenüber öffnen, erschließen)	
Supplication (hilfsbedürftig erscheinen)			
Self-Promotion (kompetent und intelligent erscheinen)			
Entitlements (verbal Leistung herausstellen)			
Enhancements (eigene Leistung überbewerten)			
Social Identity (sich mit einer anerkannten Gruppe identifizieren)			
Blasting (rivalisierende Gruppen/Personen abwehren)			
Exemplification (sich als beispielhaft, moralisch, integer darstellen)			

Tabelle: Systematik der Selbstpräsentation gemäß Tedeschi, 1985

Akteure nehmen durch ihre Selbstdarstellung mittels verbaler und non-verbaler Signale, Handlungen und Objekte (Symbole) eine Identität für sich in Anspruch, die von Interaktionspartnern bestätigt oder aber abgelehnt werden kann. Eine Ablehnung kann zu Identitätsbeschädigungen führen.

Die Identitätsbildung ist demnach davon abhängig, ob es dem Individuum gelingt, seine aktuelle und seine virtuelle Identität, d.h. faktisches respektive dem Anspruch nach erwartbares Handeln, in Übereinstimmung zu bringen und damit soziale Bestätigung zu erlangen - andernfalls drohe Stigmatisierung (Goffman, 1967).

Wer das rituelle Idiom der alltäglichen Konversation beherrscht, gilt als kompetenter Akteur.

“Normalität” wird durch Interaktionsrituale gefördert, die in die Selbstdarstellung einfließen, so z.B. bestätigende Rituale wie die der Begrüßung, die dazu dienen, der beanspruchten Identität Anerkennung zu demonstrieren, sowie korrigierende Rituale wie Entschuldigungen, die verunglückte Interaktionen berichtigen oder retten sollen.

Diese Mechanismen der Konstruktion sozialer Identität und Realität sollen ein möglichst reibungsloses Funktionieren einer Gesellschaft garantieren und werden in bestimmten Organisationen und Institutionen (z.B. in der Psychiatrie, im Gefängnis oder beim Militär) gezielt eingesetzt, um die Identität ihrer Patienten, Insassen oder Angehörigen zu formen.

Der Zölibat prädisponiert bzw. ist prädestiniert für ganz besondere Rollen-Spiele.

Der katholische Priester, in der Regel wie jeder gesunde Mensch ausgestattet mit vitalen Trieben, also auch einem Verlangen nach dyadischer Sexualität, muss einen Mann verkörpern, der dieses Bedürfnis unter Kontrolle hat und mit diesem Zustand der Repression versöhnt oder glücklich leben kann.

Dieser Erwartung an ihn, die er insgeheim realiter vielleicht gar nicht erfüllt, muss er zumindest in seiner Selbstpräsentation gerecht werden. Dabei agiert er nicht allein im Sinne und zum Zweck sozialer Erwünschtheit, um etwa nur in manchen Beziehungen und Interaktionen seine Identität zu konstituieren, sondern er trägt damit die Verantwortung für sein gesamtes Leben, privat und beruflich, und nicht zuletzt für das (schon lädierte) Ansehen der Amtskirche, deren Anliegen und Gesetze er überzeugend

kommunizieren muss.

Sich dieses hohen Risikos bewusst, wird er sehr genau abwägen, in welchen Kreisen er bezüglich des Zölibats welche Techniken anwendet, um überzeugend zu wirken, selbstwertsteigernde Rückmeldungen zu bekommen und seinen beruflichen Status nicht zu verlieren.

Selbst dort, wo im Umfeld eines Priesters, in der Gemeinde oder bei Kollegen und Vorgesetzten, vermutet wird oder bekannt ist, dass er in eine nicht zölibatverträgliche Beziehung involviert ist und dies stillschweigend geduldet wird, läuft er immer auch Gefahr, doch wegen seines Verhaltens angeprangert zu werden, seinem Image oder dem der Kirche zu schaden und seines Amtes enthoben zu werden.

Also wird er Vorsicht und Kalkül walten lassen und, je nach Erfordernis, mal asservativ seine (vermeintliche) Glaubwürdigkeit kompensatorisch in anderen Bereichen zur Schau stellen, mal seine Integrität unterstreichen, mal Skeptikern schmeicheln, mal mit seinen Kompetenzen beeindrucken, oder, defensiv, z.B. wenn seine Zölibatverletzungen publik geworden sind, sich als unschuldigen Verführten bezeichnen, sich auf eigene Hilflosigkeit berufen, Alkoholeinfluss oder Verwirrtheit als verantwortlich für seine Verfehlungen erklären u. ä.

Zur Wiederherstellung seiner Ehre und zur Rechtfertigung seiner Weiterbeschäftigung durch die Kirche, selbst bei grössten Verstößen gegen Kirchen- oder Staatsgesetze, kann zur Not auf die Beichte zurückgegriffen werden, in der er seine "Sünden" bereuen und Absolution erfahren kann.

Daneben gibt es gewiss den Priester, der zölibatär lebt, sich jedoch auch oft mittels Selbstpräsentationstaktiken und -strategien als solcher behaupten muss, ebenso den (ehemals amtierenden) Priester, der dieses Schauspiels überdrüssig geworden ist, sich zu einer amourösen Partnerschaft bekennt und aus der Amtskirche ausgetreten ist oder ausgeschlossen wurde.

Festhalten lässt sich, dass der Zölibat fast allgegenwärtig auf die Identitätsbildung des katholischen Priesters Einfluss nimmt, da dieser nie als geschlechtsneutrales Wesen betrachtet werden wird/kann und möchte, sodass sein Impression Management immer auch darauf ausgerichtet ist, sich als kirchengesetzestreu und/oder

als Mann zu präsentieren, beides nicht zuletzt durch sein äußeres Erscheinungsbild, wie bereits in Kapitel 2.6.4 beschrieben.

Er ist in vielfältiger Weise ambivalenten Erwartungen ausgesetzt, die ihm einen flexiblen Umgang mit eigenem Verhalten abverlangen.

So sehnt sich die Gemeinde nach einem moralisch tadellosen Idol, nach einem überhöhten Führer, andererseits soll dieser aber auch nicht weltfremd auftreten.

Die Amtskirche will nach außen Geschlossenheit demonstrieren und den Zölibat verteidigen, erlebt jedoch intragruppal viele Verstöße und Konflikte, mit denen sie sich auseinandersetzen muss, während sie der Öffentlichkeit gegenüber verharmlost oder verschwiegen werden sollen - und in diesem Spannungsfeld muss jeder einzelne Priester als ihr Repräsentant seine eigene Rolle finden.

Nicht zuletzt wird mancher Priester durch seine Partner/in zu einem möglichst harmonischen, aufrichtigen Liebesleben aufgefordert und ist seiner-/ihretwegen andernorts zum Lügen gezwungen.

Summa summarum: der katholische Priester, insbesondere der zölibatuntreue, muss auf der Bühne des Alltags ein äußerst vielgestaltiger Schau-Spieler sein.

2.8 Zölibatbedingte Probleme und Gefahren im Alltag des katholischen Priesters

2.8.1 Die mangelnde Trennung von Beruf und Privatleben

Der katholische Priester als “Berufener” ist unter Einhaltung des Zölibats mit völliger Hingabe an sein Amt im Grunde rund um die Uhr im Dienst und somit gefährdet, ein Helfersyndrom zu entwickeln.

Schmidbauer (1992) beschreibt vier Typen von Helfern: Opfer, Spalter, Perfektionisten und Piraten - alle einer Anfälligkeit für das Burn-out-Syndrom ausgesetzt. Viele der dort genannten Charakteristika aller vier Typen können auch beim katholischen Priester angetroffen werden.

Als “Opfer” verzichtet er auf ein Privatleben, Sexualität, Ehe und Kinder, beschäftigt sich fast ausschließlich mit Fachliteratur und Inhalten seiner Tätigkeit, seine Kontakte beschränken sich zumeist auf die zu Kollegen oder zur Gemeinde, und emotionale Beziehungen stehen unter dem Diktat der Berufsrolle.

Als “Spalter” schafft er sich einen Ausgleich zur Arbeitswelt, indem er vom “starken” Helfer in der Berufsrolle privat zum Ansprüchlichen regrediert, der Bedürfnisbefriedigung einfordert und sich mitunter beleidigt zurückzieht, wenn seine Wünsche nicht erfüllt werden.

Sein Gleichgewicht ist gefährdet durch den Zwang, kindliche Bedürfnisse unterdrücken, Gefühle wie Wut kontrollieren und seine “starke” Haltung aufrechterhalten zu müssen.

Der “Perfektionist” überträgt seinen beruflichen Vollkommenheitsanspruch und seine Omnipotenzphantasien auf sein Privatleben, lässt Gefühle, die nicht “standesgemäß” sind (z.B. Versagensangst, Neid, sexuelle Lust) nicht zu, ist nicht kritikfähig, da er sich rasch als ganze Person in Frage gestellt fühlt und dadurch in Krisen gefährdet ist.

Der “Pirat”, entsprechend der Metapher (über sich den Himmel, unter sich das Meer - grenzenlose Freiheit!), glaubt, sich alles

nehmen zu können und zu dürfen, was sich ihm bietet. Hinter seiner Helfer-Fassade verbirgt sich das ehemals abgelehnte Kind, das nun im sozialen Bereich nach Sicherheit strebt und mit Professionalität und starker Kontrolle Beziehungen beherrscht, die sich wegen der narzisstischen Relevanz zu Abhängigkeitsverhältnissen entwickeln können, wobei berufliche und private Beziehungen oft vermengt werden.

Da viele Priester sich das Helfen zur Lebensaufgabe gemacht haben, vielleicht auch, weil es ihnen die meiste Anerkennung verschafft, neben Autorität und Aura, die ihnen ihr Amt verleiht, begegnen ihnen die von ihnen so begünstigten Menschen mit großer Dankbarkeit und sehen ihnen, bewusst oder unbewusst, einiges nach, was eigentlich diskussionswürdig oder beanstandenswert wäre. Das können z.B. Untreue im Rahmen des Zölibatversprechens, partnerschaftsunfreundliches Verhalten ihrem/r (heimlichen) Lebensgefährten/in gegenüber oder, in Extremfällen, Vergehen krimineller Natur sein.

Die Dankbarkeit, die Priester mit ihrem Einsatz oft “erzeugen”, kann in Hörigkeit münden und zu einer für beide Seiten mitunter verhängnisvollen Konstellation führen. Dem Priester fehlt in solchen Fällen ein adäquates Korrektiv oder Regulativ, er verlässt sich auf seine Helferrolle und setzt sich nicht mit seinen sonstigen Qualitäten oder Defiziten auseinander.

Die Wahrscheinlichkeit, ausgebeutet zu werden, andere auszunutzen oder auszubrennen, kann deutlich verringert werden, wenn der Priester phasenweise Abstand zu seiner Berufsrolle nimmt, sich Freizeit und Erholung gönnt und sein Privatleben überlegt gestaltet, jenseits von Abhängigkeitsverhältnissen.

Auch das Reflektieren des eigenen Handelns unter Anleitung (Supervision) kann eine hilfreiche Maßnahme sein, die Psychohygiene zu forcieren, wie der Pastoralpsychologe Jacobs (1998) in seinem Ansatz zur “Salutogenese” rät.

2.8.2 Priestermangel - mögliche Ursachen und Konsequenzen

Den 27 deutschen katholischen Bistümern macht seit vielen Jahren die kontinuierlich sinkende Zahl der Priester sehr zu schaffen. Im hiesigen Erzbistum Paderborn wurden deshalb 1996 Strukturreformen erforderlich, bei denen die ehemals 40 Dekanate auf 19 reduziert wurden, die wiederum in 213 Pastoralverbünde gegliedert sind, in denen 773 Gemeinden zusammengefasst sind. Das Dekanat Bielefeld-Lippe besteht derzeit aus 25 Pfarreien und 10 Pfarrvikarien in 14 Pastoralverbünden, in denen 48 Priester für um die 100 000 Katholiken zuständig sind.

Während aktuell im Erzbistum Paderborn 30 Priester pro Jahr aus dem Dienst ausscheiden, rücken nur sechs neue nach.

Statt wie noch vor zwei Jahrzehnten mehrerer Hundert Priesteramtskandidaten in den Seminaren wartet nun nur noch eine überschaubare Zahl von Aspiranten darauf, einmal die Soutane tragen zu dürfen. Zum Teil müssen mangels Kandidaten Priesterseminare aufgelöst und geschlossen werden, wie zuletzt das Paulusinstitut in Bonn.

Aus Personalnot werden zuweilen polnische Priester als "Gastarbeiter" in hiesige Gemeinden geholt und verheiratete evangelische Pastoren zu katholischen Priestern geweiht, ohne ein Zölibatversprechen abgeben zu müssen.

Da Statistiken eindeutig belegen, dass die Mehrheit der Bevölkerung und auch der Katholiken den Zölibat ablehnt, darf ein Zusammenhang zwischen den o. g. rückläufigen Zahlen und dem Festhalten der Amtskirche am Gebot der Ehelosigkeit für Priester vermutet werden.

Bereits 1987 hat eine Emnid-Umfrage im Auftrag des Magazins "Spiegel" ergeben, dass 87 % aller Katholiken gegen den Pflichtzölibat sind, FOWID (Forschungsgruppe Weltanschauungen Deutschland) ermittelte 1994 ebenfalls 87 % Zölibatgegner unter den deutschen Katholiken, und laut einer Forsa-Umfrage von 2008 würden 88 % aller Deutschen und sogar 94 % aller deutschen Katholiken den Zölibat abschaffen.

Für den einzelnen Priester bedeutet der Personalmangel einen Zuwachs an Arbeit, da er meist mehrere Gemeinden zu betreuen hat, was leicht eine Überlastung nach sich ziehen kann.

Andererseits scheint das Angewiesensein der Amtskirche auf jeden ihrer wenigen Priester dazu zu führen, dass diesen eine gewisse „Narrenfreiheit“ eingeräumt wird. Verstöße gegen den Zölibat werden geduldet und gedeckt, solange der Priester damit kein öffentliches Aufsehen erregt, z.B. indem er Vater wird oder seine Arbeit vernachlässigt.

Amtskirchen-kritische Organisationen wie die „Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen e.V.“ (www.vkpf.de), die „Initiativgruppe vom Zölibat betroffener Frauen“ (www.zoelibat-frauen.de), „Wir sind Kirche“ (www.wir-sind-kirche.de), die „Initiative Kirche von unten“ (www.ikvu.de) und die „Priesterkinder“ (www.priesterkinder.com) machen publik und transparent, wie verbreitet eheähnliche Beziehungen von katholischen Priestern sind und wie groß oft die Not derer ist, die von Kirchenoberen zu Geheimhaltung gezwungen, schikaniert und gar erpresst werden.

Diese engagierten Gruppierungen fordern Reformen und eine freie Wahl der Lebensform für katholische Priester.

Auch prominente Amtskirchenkritiker wie Eugen Drewermann (1990) sehen im Zölibat nur noch ein „Herrschaftsinstrument, das den Machthunger in klerikalen Kreisen“ bedient. Der Zölibat sei ein „Auslaufmodell“, das den Priestermangel begünstige und „der kleinen Schar verbliebener Gottesmänner ein unwürdiges Leben...in Heuchelei und Doppelmoral“ beschere.

Der Paderborner Erzbischof Hans-Josef Becker begründete jüngst in einem Interview mit der „Neuen Westfälischen“ (veröffentlicht in der Wochenendausgabe vom 27./28. September 2008) anlässlich seines fünfjährigen Dienstjubiläums das Festhalten am Zölibat und die Weigerung der katholischen Kirche, Frauen für das Priesteramt zuzulassen, mit „Loyalität“ dem Papst gegenüber.

Reformvorschläge von kritischen Organisationen entbehrten „Differenzierung in der Sachfrage“, er halte „die Problematik für zu oberflächlich behandelt“, dem Priestermangel könne „durch glaubwürdige Persönlichkeiten“ begegnet werden.

2.8.3 Das Risiko zur Vereinsamung des katholischen Priesters

Ein katholischer Priester, der tatsächlich zölibatär lebt, wird den plötzlichen Wechsel vom Unterhalter eines z. T. großen Auditoriums zum Alleinsein in der Stille seines Pfarrhauses und das Fehlen von liebevollem Austausch nach ergreifenden oder belastenden Erfahrungen wie Taufen, letzten Ölungen, Beerdigungen oder außerkirchlichen Ereignissen oftmals als schmerzlich empfinden.

Er ist in für ihn vielleicht entscheidenden Augenblicken ganz auf sich selbst gestellt und erlebt seine persönliche Entfaltung nicht in einem Prozess der Entfaltung als reales Paar, sondern hauptsächlich im transzendenten, imaginären Dialog mit Gott.

Neben dem Verzicht auf eine allumfassende, verbindliche Beziehung kann ihn auch fundamental berühren, dass er keine Nachkommenschaft hat, nichts Leibliches, in dem er über seinen Tod hinaus fortbestehen kann.

Dem Pastoralpsychologen Wunibald Müller sind in seinen 17 Jahren als Leiter des "Recollectio-Hauses" in Münsterschwarzach, einer Therapie-Einrichtung für Priester und Ordensschwestern in Identitätskrisen, viele Geistliche begegnet, die unter dem Phänomen mangelnder "Generativität" leiden (Müller, 1994).

"Der Mensch braucht eine Familie, ein Zuhause" (Vanier, 1984), zumindest ein soziales Netz, eine Gemeinschaft und eine Wohnung, die gemütlich gestaltet ist, denn auch "...alle äußeren Dinge sind wichtig. In ihnen drückt sich die Seele aus und sie wirken auf die Seele zurück." (Grün, 1992).

Vielen zölibatären Priestern gelingt es nicht, statt untersagter ehelicher oder eheähnlicher Beziehungen alternative, tiefe, beständige Verhältnisse aufzubauen und zu pflegen, v. a. weil ihre Arbeitszeiten asynchron zu denen Angehöriger anderer Berufsgruppen verlaufen, sodass gemeinsame Freizeitaktivitäten kaum stattfinden können.

Während der Priester am Wochenende seine Hauptmessen, Taufen und Trauungen abhält, haben die meisten anderen Menschen Zeit für ihr Privatleben. Abends stehen häufig Pfarrgemeinderatssitzungen, Treffen mit Eltern von Erstkommunionkindern, Kondolenz- und Hausbesuche mit Vorbesprechungen von Hochzeiten o. ä. an, sodass ihm wenig

Raum für regelmäßige private Verabredungen oder sportliche Aktivitäten in Gesellschaft bleibt.

Und wenn er dann in der Nacht nach Hause kommt, dürfte ihn dort auch niemand, mit dem er persönliche Interessen teilen oder Tagesreste aufarbeiten kann, erwarten.

2.8.4 Sexualität, Sucht und Delinquenz

“Ein Drittel säuft, ein Drittel hurt, und mit dem Rest ist wenig anzufangen.” - so wird der von 1961 bis 1979 als Bischof von Berlin amtierende Kardinal Bengsch in einem WDR5-Feature von 2007 zum Thema “Liebe ohne Segen” in Bezug auf katholische Priester zitiert.

Seine Einschätzung deckt sich u.a. mit aktuellen Erfahrungsberichten aus Insiderkreisen im Erzbistum Paderborn.

Sie beziehen sich zum Beispiel auf einen Priester und Pastoralverbundsleiter, der sich Sex nur unter Alkoholeinfluss im nächtlichen Wald gestattete, seine Partnerin beim Geschlechtsverkehr siezte und in den Armen dieser heimlichen Geliebten die Nachricht vom Tod Papst Johannes Paul II. verschlafen hat, sodass er nicht selbst die Glocken seiner Kirche läuten konnte.

Ferner wird über einen Priester und Professor für Moraltheologie berichtet, der nach über zwei Jahrzehnten exzessiven Alkoholabusus ins Koma gefallen und mit nur 47 Jahren an Leberversagen verstorben ist, kurz nachdem er seinen beiden Frauen voneinander erzählt hatte, weil er sein Liebesleben ordnen wollte.

Außerdem ist die Rede von einem Priester und Polizeiseelsorger, der mit seiner Lebensgefährtin ein Eigenheim gebaut hat, statt im Pfarrhaus zu wohnen, und der zusätzlich zu dieser verbindlichen Beziehung regelmäßig Dienste von Prostituierten in Anspruch nimmt.

Über einen weiteren Priester ist bekannt, dass er nach eigenen Angaben bereits wenige Wochen nach der Weihe beschlossen hatte, den Zölibat zu ignorieren, immer wieder intime Beziehungen zu Frauen unterhalten hatte, in einem Fall, als der Ehemann einer seiner Geliebten das Verhältnis enttarnt und dies dem Erzbischof

mitgeteilt hatte, einen Meineid bezüglich der Beziehung geleistet hat, zuletzt zwei Jahre mit zwei Frauen ohne deren Wissen parallel liiert war, nach eigenem Bekunden seit 13 Jahren pornosüchtig ist und sogar strafrechtlich relevante Kinderpornos konsumiert hat – er wurde nur vorübergehend suspendiert und anschließend andernorts wieder als Pfarrer eingesetzt (s. Kap. 2.9.2!).

Diese (unvollständige) Auflistung vermittelt einen Eindruck davon, wie nah Sexualität, Normabweichungen und Suchtverhalten bei Männern, die sich für ein Leben entschieden haben, das von außergewöhnlicher Entsagung gekennzeichnet sein soll, beieinander liegen können.

Sexualität ist naturgemäß immer und überall präsent, als Komponente des Umgangs von Menschen miteinander, als Schwingung, Sinnlichkeit, emotionale Dimension und hormonelle Funktion.

Als “Quelle intensivster Erfahrungen von Lust, Entspannung und Vergnügen” dient sie “dem Urbedürfnis nach Vereinigung, Annahme und Nähe” (Müller, 1992).

Ihre genitale Dimension ausklammern zu müssen, wie es der Zölibat von katholischen Priestern verlangt, bedeutet einen (für manche) großen Verzicht, führt jedoch nicht zwingend zu psychischen Deformationen, sofern diese Abstinenz adäquat kompensiert und die Energie von Eros in anders geartete Kreativität und Produktivität investiert werden kann.

Dies gelingt allerdings nicht in jedem Falle, sondern ist abhängig von situativen und dispositionalen Faktoren, von der Persönlichkeitsstruktur und Willenskraft des Einzelnen, vor allem in einer Zeit wie der gegenwärtigen, in der die Massenmedien die Gesellschaft mit sexuell freizügigen Darstellungen überfluten, während früher Nacktheit eher in den Privatbereich gehörte und Sex nur hinter verschlossenen Türen praktiziert wurde.

Heutzutage sind spärlich bekleidete Menschen auf fast jedem Werbeplakat zu sehen und pornografisches Material in unüberschaubarer Zahl und Gestalt via Internet jedem frei zugänglich. Aktuell “42 Millionen Webseiten mit pornografischem Inhalt gibt es weltweit” (Webler, 2008).

Wie selbstverständlich gehören Sex als Ware und entsprechende kommerzielle (Selbst-)Darstellungen zu unserem Alltag.

Angesichts dieser Entwicklung dürfte es dem katholischen Priester schwer fallen, sich dem zu entziehen und seine eigene Abstinenz als etwas Zeitgemäßes, Humanes und Sinnvolles zu erachten - oder aber er hat den Ehrgeiz und fühlt sich dazu berufen, den aktuellen (hyper-) sexualisierten Praktiken etwas entgegenzuhalten.

Statistiken und Skandale lehren etwas anderes als das, was die Amtskirche zu vertreten versucht - und die geschätzte Dunkelziffer ist hoch und lässt Weiteres erahnen.

Viele katholische Priester haben mindestens eine/n Lebensgefährtin/en, und manche erliegen sogar den Reizen des Verbotenen, sich in jedweder, auch pädokrimineller Form, ihren sexuellen Bedürfnissen hinzugeben. Wer Begriffskombinationen wie "Priester Kinder pornos", "Priester Strafverfahren", "katholische Kirche sexueller Missbrauch" o. ä. in Internet-Suchmaschinen eingibt, braucht viel Zeit, um all die Berichte lesen zu können, die widerspiegeln, was in diesem Bereich aktenkundig geworden ist.

Mangels sozialer Kontrolle, da ja kaum jemand wagt, die Integrität eines Priesters anzuzweifeln und mehrheitlich sich, zölibatbedingt, niemand konstant in seiner unmittelbaren Nähe aufhält, ist ein entsprechend Disponierter der Gefahr ausgesetzt, seine Autorität zu missbrauchen, sich z.B. an Kindern zu vergehen oder (anderen) Süchten zu verfallen, die seine Libido befriedigen oder, im Falle von Alkoholabhängigkeit, das Alleinsein erleichtern sollen.

Selbst begründete Verdachtsmomente anderer werden von ihnen selbst oder Dritten gern (unbewusst) ignoriert oder gedeckt, weil auf vielen Seiten häufig Hochachtung und Dankbarkeit dominieren und ein Geistlicher ungern kompromittiert und diskreditiert wird. So kann ein sehr hilfsbereiter, populärer Priester vermutlich lange unentdeckt als Zwiegestalt à la "Dr. Jekyll & Mr. Hyde" leben, ohne dass er für seine Vergehen zur Rechenschaft gezogen wird. Und die Amtskirche hat großes Interesse daran, ihre "schwarzen Schafe" unter Verschluss zu halten, um ihrem Renommee nicht zu schaden.

Wo sich Publikationen nicht vermeiden lassen, werden sie mit Entschuldigungen wie zuletzt medienwirksam im Juli 2008 von Papst Benedikt XVI. in Australien beantwortet. Er empfinde "tiefe Scham", "...das Priesterdasein ist unvereinbar mit sexuellem Missbrauch...".

Die katholische Kirche hat im Jahr 2007 615 Millionen Dollar (400 Millionen Euro) Entschädigung an Opfer sexuellen Missbrauchs durch ihre Geistlichen gezahlt - offen bleibt, ob sie hinterfragt, wie es zu solchen Ausschreitungen kommt und wie diese verhindert werden können.

Das Phänomen, sich an jungen Körpern zu ergötzen, ist schon aus der Antike bekannt, wie uns Statuen und Prosa früherer Epochen lehren. Was damals mit Ästhetik und Erotik verbunden war, hat heute Formen angenommen, die auf eine erhöhte Gewaltbereitschaft mit sadistischen Tendenzen hinweisen.

Illegale Kinderpornos z.B. sind per legem nicht schlichtweg pornografische Darstellungen, sondern solche, die Folterszenen beinhalten. Wer sie zu seiner sexuellen Befriedigung benutzt, unterliegt entweder dem Irr-Glauben, die Kinder hätten in den teils brutalen Geschlechtsverkehr eingewilligt und selbst Freude daran, oder aber sein Lustempfinden ist gekoppelt an eben solche Vergewaltigungen.

Die erste Erklärungsmöglichkeit bescheinigt Naivität oder selbstgefällige Realitätsverzerrung, während die zweite darauf schließen lässt, dass der Betreffende unter einer Fixierung leidet und eventuell, in Anlehnung an die Frustrations-Aggressions-Hypothese (Dollard, 1939), selbst Missbrauchs-Opfer war / ist und sich (unbewusst) rächt.

Argumenten dieser Konsumenten, Kinder und Jugendliche seien heute, u. a. ernährungsbedingt, im Durchschnitt früher geschlechtsreif und sendeten durch z. T. sehr körperbetonte Kleidung verführerische sexuelle Signale, stehen entwicklungspsychologisch und juristisch die Fakten gegenüber, dass die kindliche Psyche, ihre Würde und Gesetze missachtet werden.

Die kindliche Sexualität, die v. a. die Psychoanalyse konstatiert, ist eine andere als die Erwachsener - autoerotisch, ödipal, später in Latenz begriffen (Freud, 1905) - und kann sich nur ungestört weiterentwickeln, wenn sie nicht fremdbestimmt ge- bzw. benutzt wird. (Eine gewisse Parallele zum Zölibat drängt sich auf - in Bezug auf ihn jedoch entscheiden allein Erwachsene für Erwachsene bzw. über sich selbst.)

Defizite psychischer, psycho-sexueller und / oder organischer Art (z. B. erektile Dysfunktion), die Minderwertigkeitsgefühle

bedingen, im Umgang mit Abhängigen zu kompensieren, bei Priestern als Vertretern des „All-Mächtigen“ leicht verknüpft mit Omnipotenz-Phantasien, zeugt von Infantilität und Regression, die durch repressive Inhalte der Zölibatvorschrift eher verstärkt denn aufgefangen oder kuriert werden.

Der Zölibat an sich kann wohl nicht für Sucht und Delinquenz verantwortlich gemacht werden - dazu gibt es zu viele Gegenbeispiele derer, die ihn einhalten oder sich neben dem Priesteramt nur einer Liebesbeziehung widmen.

Die Erotomanie (Promiskuität, sexuelle Devianz u. ä.) so vieler Priester muss andere Ursachen haben.

Die (von der Kirche z. T. boykottierte) Studie mit katholischen Priestern von Rey (1969) lässt vermuten, dass die Berufswahl und gestörtes sexuelles Verlangen ihren Ursprung in einer spezifischen, engen Mutterbindung haben, die bei diesen Söhnen zu psychischer Unselbständigkeit geführt hat. Für solche Männer sind Kinder und infantile Erwachsene die leichteste Beute, an ihnen können sie ihre eigenen Persönlichkeitsdefizite abreagieren und ihre Machtphantasien ausagieren, oftmals auf unersättliche Weise, wie es dem Wesen einer Sucht entspricht, ohne mit vehementer Gegenwehr rechnen zu müssen.

Pädokriminelle sind in allen Berufsgruppen zu finden, und das relativ geringe Strafmaß seitens der Justiz bei Enttarnung wirkt nicht nachhaltig abschreckend. Das ebnet den Weg in Sucht und Delinquenz, wenn ein Priester entsprechend psychopathologisch veranlagt ist.

Überproportional viele pädophile Männer ergreifen Berufe wie den des Priesters (neben dem des Lehrers, Erziehers o.ä.), in denen sie von Kindern umgeben sind und somit (in unterschiedlicher Form) ihren Neigungen nachgehen können (Haeberle, 2005).

„...Korrupte und heuchlerische Funktionäre...“ können nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich „...die katholische Kirche in einer Krise befindet...“ und ihr „...reaktionärer und anachronistischer Charakter...“ nicht länger widerstandslos geduldet wird (Walsh, 2002).

Es gehe ihr um ihre Selbsterhaltung als eine der mächtigsten Institutionen der Welt, weniger um eine fundierte, reflektierte und menschenwürdige „Nachfolge Jesu“.

Noch einmal: es soll hier nicht in Abrede gestellt werden, dass es auch den aufrichtigen und redlich bemühten katholischen Priester gibt, der dem Zölibat treu ist oder Sexualität auf eine “gesunde”, liebevolle Weise lebt!

Andererseits ist eklatant, wie viele leidvolle Schicksale es daneben gibt, unter Priestern und durch sie. Auf Seiten der Amtskirche ist keine Anstrengung erkennbar, an diesem alarmierenden Zustand etwas Grundlegendes zu ändern, z.B. durch strengere psychologische Auswahlkriterien bei der Eignungsprüfung für Priesteramtskandidaten, Suchtpräventionsprogramme und/oder eine Lockerung des Zölibatgesetzes in der Form, dass jedem Priester die persönliche Freiheit zugestanden wird, sich im Laufe seiner Amtsausübung jederzeit und offiziell für oder gegen die Enthaltensamkeit zu entscheiden, ohne Suspendierung oder Dispens fürchten zu müssen.

Für November 2008 ist laut Pressemitteilung vom 31.10.2008 (Neue Westfälische Bielefeld) die Veröffentlichung neuer Richtlinien für die Aufnahme in ein Priesterseminar vom Vatikan angekündigt, in denen laut Monsignore Jean-Louis Bruguès, Sekretär der katholischen Bildungskongregation, erklärt wird, dass fortan “bei der Prüfung von Bewerbern für das Priesterseminar Probleme angesprochen werden wie eine verwirrte oder noch nicht gut definierte sexuelle Identität” und in unklaren Fällen psychologische Tests durchgeführt werden, um “Kandidaten mit psychopathischen Störungen vom Priesteramt fernzuhalten”. Die Kandidaten müssten ein “positives und stabiles Gefühl der eigenen männlichen Identität” haben und “ihre Sexualität mit der Verpflichtung zum Zölibat in Einklang bringen” können.

Grundsätzlich ausgeschlossen werden sollen Männer mit “tief sitzenden homosexuellen Neigungen”.

Die psychologische Diagnostik obliege Experten, die der Kirche nahe stehen müssen.

Papst Benedikt XVI. plädiere für Qualität statt Quantität: “Ich habe lieber wenige, dafür gute Priester.”

Intransparent bleiben bzw. verschwiegen werden dabei die Kriterien für die Indikation zur psychologischen Untersuchung, Konkretisierungen von “gut definierter sexueller Identität” und “männlicher Identität”, die sich mit sexueller Enthaltensamkeit vereinbaren lassen sollen, die Gründe für die Diskriminierung Homosexueller sowie die Motive für die Ablehnung neutraler psychologischer Gutachter.

Ferner steht im Widerspruch zur Aussage des Papstes die Tatsache, dass auch in jüngster Vergangenheit psychopathologische Priester nicht gänzlich vom Amt suspendiert wurden.

Zum Schluss noch der Hinweis auf die Ergebnisse einer aktuellen Studie zum Einfluss von Sexualität auf die Beziehungszufriedenheit (Irmer, 2008): neben affektiver Anziehung und Respekt (beides ist dem katholischen Priester ja gestattet) ließ sich eindeutig ein großer, positiver Effekt von physischer Anziehung und dem Erleben von genitaler Sexualität auf die Partnerschaftsqualität feststellen. Demnach darf davon ausgegangen werden, dass ohne ein befriedigendes sexuelles Miteinander jede noch so intime Beziehung unter Einbußen leidet, was bezüglich des Festhaltens am Zölibat zumindest nachdenklich stimmen könnte.

2.9 Die Entscheidung für den und das Leben mit dem Zölibat aus psychoanalytischer Sicht

Sexuelle Enthaltsamkeit galt für frühe Vertreter der Psychoanalyse wie Reich (1927) und Freud (1938) als Wurzel für schwerwiegende psychische Störungen. Der gesunde Erwachsene, gemäß Reich auch ein Kind, müsse seine Libido ohne Behinderung (z.B. Koitus Interruptus) oder gar gänzliche Unterdrückung in genital-sexuelle Aktivitäten umsetzen.

Nach Reich sei eine, allerdings schwer zu erlangende, "orgastische Potenz" die beste Neurose-Prophylaxe. Autoritäre Triebunterdrückung habe viele Gemeinsamkeiten mit faschistischer Ideologie.

Neuere psychoanalytische Theorien wie die Hartmanns (1975) räumen eine Sublimierungsfähigkeit und Triebneutralisierung ein, die einem psychisch stabilen Menschen die Möglichkeit zuspricht, Triebenergien zu verlagern, ohne negative Konsequenzen zu erleiden.

Entscheidend sei, wie - qualitativ und quantitativ - die Persönlichkeit mit sexuellen Impulsen umgeht: wiederholte Verdrängung oder Verleugnung habe eine neurotische Symptomatik zur Folge, lebenslange Neutralisierung sei extrem pathogen.

Dabei sei ferner zu berücksichtigen, ob die Enthaltensamkeit als Forderung im Über-Ich oder im Ich-Ideal lokalisiert ist. Von außen aufoktroyiert, streng bewacht und bei Verstößen mit Sanktionen bis hin zum Existenzverlust bedroht, werden Ängste geschürt und Neurosen forciert, während das Anstreben eines Ich-Ideals Selbstachtung intendiert und dessen Nicht-Erreichen "lediglich" das Empfinden eines persönlichen Misserfolgserlebnisses nach sich zieht.

In Bezug auf katholische Priester bedeutet dies, dass sie der Gefahr ausgesetzt sind, psychische Störungen zu entwickeln, sofern sie die zölibatäre Lebensweise nicht vorrangig als ihr individuelles Ziel betrachten und ihre sexuellen Triebimpulse nicht so kanalisieren können, dass diese mit ihren eigenen Vorstellungen und denen von psychischer Gesundheit im Sinne der Psychoanalyse vereinbar sind.

Wer den Zölibat hauptsächlich als fremdbestimmt empfindet, ihn schon bei Aufnahme seiner Tätigkeit als Priester nur in Kauf nimmt, den wird ein schlechtes Gewissen plagen, wenn er seine Libido spürt, sie permanent nur zu unterdrücken versucht oder ihr nachgibt.

Eingebettet in ein soziales Gefüge wie eine klösterliche Gemeinschaft, abgeschottet vom sexualisierten Alltag der sonstigen Gesellschaft, wird er leichter standhaft bleiben können, sich mit seinem Lebens- und Liebesstil gut aufgehoben und in deren Sinnhaftigkeit sowie narzisstisch bestätigt fühlen.

Diejenigen jedoch, deren Sublimierung ihrer Libido kaum oder keine soziale Bestätigung erfährt, werden sich ungleich schwerer tun, ihr Bereicherndes abzugewinnen und nicht daran zu kränken. Ihre Angst wird größer als ihre Gratifikation und ihr Lustgewinn sein.

2.9.1 Angst und Schizoidie

Riemann (1990) fasst alle Ängste in vier Grundformen zusammen, aus denen mehr oder minder Konstruktives oder aber Destruktives und Pathologisches erwachsen kann:

1. Angst vor Selbsthingabe, Ich-Verlust und Abhängigkeit
2. Angst vor Selbstwerdung, Ungeborgenheit und Isolierung
3. Angst vor Wandlung, Vergänglichkeit und Verunsicherung
4. Angst vor Notwendigkeit, Endgültigkeit und Unfreiheit

Diese Ängste können einander ergänzen oder widerstreben und führen generell zu einer Dynamik, die zu Entscheidungen und Handlungen veranlasst, deren Ausrichtung von Variablen wie ihrer Intensität, Anlage- und Umweltbedingungen sowie der individuellen Biographie abhängt.

Wer nicht gelernt hat, sich adäquat mit seinen Ängsten auseinanderzusetzen, sie auszubalancieren und zu überwinden, ist bedroht, eine Störung auszubilden, die je nach Akzentuierung schizoiden, depressiven, zwangsneurotischen oder hysterischen Charakters sein kann.

Ein Schizoider fürchtet die Verschmelzung (Hingabeangst), ein Depressiver die Trennung (Verlustangst), ein Zwangsneurotiker die Veränderung (Angst vor Vergänglichkeit) und ein Hysteriker das Festgelegt-Sein (Angst vor Endgültigem und Begrenztheit).

In dieser Typologie könne sich gemäß Riemann jeder Mensch tendenziell wieder finden - um eine (psychotherapiebedürftige) Störung handele es sich erst dann, wenn die Angst der realen Situation und Gefahr nicht angemessen ist.

Ein solches Empfinden lässt sich laut Psychoanalyse auf (traumatische) Erlebnisse in früher Kindheit zurückführen, z.B. den Verlust von wichtigen Bezugspersonen, Mangel an liebevoller Zuwendung, defizitäre Befriedigung fundamentaler Bedürfnisse, unzureichende Orientierungsmöglichkeiten im emotionalen Bereich, Überforderung u. ä.

Der Zölibat scheint sich geradezu anzubieten, sozusagen als Alibi, für Männer, die ihre psychische Versehrtheit (oder auch sexuelle Präferenzen wie Homosexualität, zu denen sie sich in anderen gesellschaftlichen Bezügen nicht bekennen wollen, dürfen oder können) verbergen bzw. auf geschätzte Weise nutzbar machen wollen.

Es ist plausibel anzunehmen, dass viele katholische Priester Merkmale schizoider Persönlichkeiten aufweisen, die der Zölibat unterstützt. So können sie die für Schizoide typische Abschirmung, die Ich-Abgrenzung, das Vermeiden von Intimität, ihre Abwehr bei Distanzüberschreitung anderer etc. mit der berufsbedingten Enthaltensamkeitspflicht verbinden und sich hinter diesem Schutzwall mit ihren Verhaltensweisen sicher und akzeptiert fühlen.

Schizoide sind wegen ihres unterentwickelten Urvertrauens voller Skepsis ihren Mitmenschen gegenüber, können sich Liebe nur als ein Sich-Ausliefern und als Abhängigkeit vorstellen, spalten Sexualität vom Gefühlsleben ab und neigen daher zu austauschbaren Partnerschaften oder Suche nach sexueller Befriedigung im Rotlicht-Milieu.

Da sie verbindliche Nähe nicht zulassen, fehlt ihnen die Übung im intensiven Umgang mit anderen, und aus dieser Unsicherheit heraus wittern sie überall Gefahren für ihre Autarkie und Identität, meiden Emotionales und widmen sich eher Interessen, denen sie allein nachgehen können (z.B. lesen) und (Natur-)Wissenschaften, die ihnen Orientierung und Stabilität vermitteln sollen, zumal sie durch ihre oftmals überdurchschnittliche Intelligenz die intellektuelle Herausforderung brauchen.

Sie neigen zu ambivalenten Gefühlen, wünschen sich einerseits tiefe Zuneigung, schrecken andererseits jedoch vor ihr zurück.

Viele (Ex-)Partnerinnen von katholischen Priestern berichten über ungeheure Schwierigkeiten im Kontakt mit diesen Männern (Dördelmann-Lueg, 1994): Liebesbekundungen der Frauen werden häufig umgedeutet oder abgewertet, es erfolgt seitens der Männer ein unverständlicher, rascher Wechsel von Intimität und Distanzierung bis hin zu massiven Demütigungen der Frauen, bei Konflikten werden den Frauen psychische Probleme unterstellt, während die Männer die meist selbst provozierten Eskalationen

offensichtlich genießen, als Beleg dafür interpretieren, dass die Beziehung schadet und triumphieren.

Und nicht selten stellen Frauen in Selbsthilfe-Gruppen fest, dass sie unter dem pathologischen Verhalten ein- und desselben Priesters leiden (WDR5-Feature "Liebe ohne Segen", 2007).

Aus der Hingabe- und Bindungsangst des Schizoiden resultiert vielfach eine Unverbindlichkeit, die einhergeht mit systematischer Zerstörung der Beziehung und Dämonisierung der Partnerinnen, bei gleichzeitigem unersättlichem Verlangen nach Intimität und immer neuen Liebesbeweisen, zuweilen in parallelen Partnerschaften.

Untreue ist für derart Prädisponierte eine akzeptable Begleiterscheinung langfristiger Beziehungen - zumindest von ihrer Seite, wohingegen ihr Misstrauen in andere genährt wird und zu dramatischen (Eifersuchts-) Szenarien führen kann, wenn sich Partnerinnen Dritten zuwenden, sei es auch nur aus Verzweiflung wegen der Verletzungen innerhalb der eigentlichen Beziehung.

Die Ehe wird von diesen Männern gern theoretisiert, oft auf reformerische Weise, weil dies ihren eigenen Anliegen gerecht wird - doch selbst wagen sie nicht, sie einzugehen, weil sie sich deren Verbindlichkeit nicht gewachsen fühlen.

Eine alternative Lebensführung Schizoider, die sich für das Amt des katholischen Priesters entschieden haben, ist es, zu versuchen, tatsächlich ohne Partner/in zu leben, in Kenntnis ihrer eigenen Unzulänglichkeiten.

Manche weichen dabei vielleicht auf Ersatzobjekte im Sinne eines Fetischismus aus, andere machen aus der persönlichen Not eine Tugend, „projizieren all ihre Bedürfnisse in den Glauben an eine höhere Macht, die sie niemals enttäuschen kann“ (Di Bella, 2008), wie es primäre Bezugspersonen getan haben und ernten dafür Bewunderung, die ihrem Geltungsdrang entgegenkommt.

Neben schizoiden Zügen lassen sich bei vielen katholischen Priestern, in Anlehnung an Riemanns Typologie, auch Charakteristika anderer übersteigter Ängste feststellen. Ihre ungewöhnliche Opferbereitschaft, die nicht zuletzt Ausdruck im Zölibat findet, ihr Gehorsam und ihre Unterwürfigkeit Kirchenoberen gegenüber sprechen für eine depressive Struktur, ihr starres Festhalten an Dogmen und Traditionen für den Versuch von

Zwangsneurotikern, Bedrohliches in Form von Veränderungen abwenden und beherrschen zu wollen, der Glaube an das Himmelreich für die Hoffnung des Hysterikers auf Überwindung der Endlichkeit.

Dominant scheint allerdings die Schizoidie zu sein. Sie wird bei vielen Priestern ebenso deutlich wie bei Amtskirchen-Oberen und in den Gemeinden.

Es sei hier die These gewagt, dass Religionen, insbesondere das Christentum mit seiner Verheißung des Himmelreiches, Trost spenden und Zuversicht schenken sollen und Menschen mit tiefsten Verunsicherungen anziehen, deren internalisierte Ängste durch Gesetze wie den Zölibat der katholischen Kirche jedoch nur kaschiert, verlagert oder sogar verstärkt werden.

2.9.2 Doppelmoral und Abwehrmechanismen

Im Umgang mit dem Zölibat offenbart sich sehr deutlich eine Doppelbödigkeit des Gesamtsystems katholische Kirche:

Das Gesetz wird verteidigt, die unzähligen Verstöße werden ignoriert oder, sofern sie öffentliche Aufmerksamkeit erregen, nur scheinbar sanktioniert, indem die betreffenden Priester ermahnt und (heimlich) an andere Orte versetzt werden.

Ihres Amtes enthoben werden lediglich diejenigen, die sich aus Liebe zur Heirat entschließen, während viele, die sich sogar krimineller Vergehen schuldig gemacht haben, weiterhin im Dienste der Kirche tätig bleiben dürfen.

“In dieser Zeit ist es die Kirche, die unbeirrbar ihre Werte hochhält. (...) Allerdings riskiert diese Kirche ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie im Inneren als moralische Instanz einknickt...” (Althoff, 2008)

Über die Gründe, warum die katholische Kirche trotz offensichtlich schein-heiliger Praktiken noch relativ viele Mitglieder hat, die kaum rebellieren, kann nur spekuliert werden. Vermutlich ist deren Haltung Ausdruck von Respekt, Resignation, Lethargie, Traditionsbewusstsein, der Sehnsucht nach Geborgenheit in einer Gemeinschaft, des Fasziniertseins von betörender Sprache und

strukturierenden Ritualen o. ä.

Wer im Glauben an einen Gott Halt sucht und ihn kollektiv pflegt, dürfte von Angst motiviert sein - von der Angst vor Einsamkeit, vor der Endlichkeit jeglichen Seins, vor dessen Sinnlosigkeit, vor Untröstlichkeit bei Verlusten, vor allgemeinem Werteverfall, Tabulosigkeit, Entgleisung, Orientierungslosigkeit u. ä.

Vielleicht sind Ängste und Verdrängungsmechanismen bei vielen Katholiken ausgeprägter als ihr Unrechtsbewusstsein und ihr Reformgeist, wenn sie mit dem uneindeutigen Umgang mit dem Zölibatgesetz oder devianten Machenschaften innerhalb der Kirche konfrontiert werden.

Letztlich können sie sich auf die menschliche Fehlbarkeit und darauf berufen, dass mittels Beichte alle Schuld vergeben wird.

Da Verstöße gegen den Zölibat und manche psychopathologischen priesterlichen sowie amtskirchlichen Vergehen relativiert und bagatellisiert werden, frei nach dem Motto "Der Zweck heiligt die Mittel", gibt es "durch sie weltweit unwürdiges Leben und unnötige Opfer" (Sponsel, 2002).

Begünstigt wird ein solches Verhalten durch (überlastete) Justizbehörden, indem das Strafmaß z. B. für den Besitz von Kinderpornos vergleichsweise gering angesetzt ist (maximal 2 Jahre Haft; § 184b StGB) und nicht einmal annähernd ausgeschöpft wird, vor allem dann nicht, wenn die Delinquenten Angehörige angesehener Berufsgruppen sind - ein paradoxes Vorgehen, denn gerade diese Männer wie Ärzte, Lehrer, Polizisten und eben auch Geistliche genießen größtes Vertrauen, das sie nachweislich missbraucht haben.

Am Beispiel eines parallel zu dieser Arbeit aufgedeckten Falles lässt sich veranschaulichen, welche Folgen Reaktionen sowohl der Amtskirche als auch der Justiz für die Meinungsbildung von Gemeinden und die Selbsterhaltung des gesamten Gefüges haben können:

Nachdem auf dem PC eines Geistlichen "rund 250 Dateien mit strafrechtlich relevanten Kinderpornos" gefunden worden waren (mangels Personals dauert die Auswertung derartigen beschlagnahmten Materials sechs bis 12 Monate), neben "großen Mengen" solcher, die laut aktueller Gesetzeslage als grenzwertig bzw. erlaubt gelten, da sie "lediglich" nackte Kinder beim sog.

(lasziven) “Posing” oder Sex Erwachsener mit 14-Jährigen und Älteren zeigen, und die Presse darüber berichtet hatte, waren Kirchgänger und Angehörige zunächst entsetzt.

Der Priester wurde vom Paderborner Erzbischof beurlaubt, bis der Oberstaatsanwalt unter “Auflage einer Zahlung von 2000 Euro an ein Mädchenhaus das Verfahren eingestellt” hat (unter Anwendung des sog. Freikauf-Paragrafen 153a, StPO), “wegen Geringfügigkeit”, weil der Beschuldigte “die verbotenen Dateien zwar besessen, jedoch nicht weitergegeben hatte und geständig war“ (Althoff, 2008). Daraufhin wurde er als Militärfarrer und stellvertretender Betreuer einer Gemeinde nach Niedersachsen versetzt, wo niemand darüber informiert wurde, weswegen er die Stelle gewechselt hatte.

Auf Nachfrage des hiesigen Redakteurs für Gerichtsreportagen, dem nach Bekanntwerden der Suspendierung und deren Grund vom Generalvikariat in Paderborn versichert worden war, dass der Geistliche “nie wieder als Priester arbeiten” werde, hieß es von selber Stelle nach der Versetzung lakonisch, Paderborn sei “nun nicht mehr zuständig”.

In der ursprünglichen Bielefelder Gemeinde dieses Priesters konnten Stimmen eingefangen werden, die darauf hin deuten, dass das anfängliche Entsetzen einer Art Heroisierung gewichen ist, mutmaßlich zwecks Überwindung kognitiver Dissonanzen. Zumindest manche neigen offenbar dazu, das Verhalten ihres ehemaligen Pfarrers zu verharmlosen oder (sich selbst) davon abzulenken (“Jeder schaut sich doch mal etwas Verbotenes an!”, “Er hat doch auch soviel Gutes getan!”), um das Bild vom geschätzten Geistlichen und den persönlichen Seelenfrieden wiederherstellen und die eigene Kircheng Zugehörigkeit rechtfertigen zu können, die aufzukündigen womöglich bedeuten würde, die letzte Hoffnung auf ein Heil aufgeben zu müssen.

Diese Toleranz deutet auf Unwissenheit und Verdrängung, vermutlich wiederum aus Angst (vor Identitätsbeschädigung oder –verlust), hin.

Es wird ausgeblendet, dass es sich in den meisten Fällen von Kinderporno-Konsum um ein Suchtverhalten bezüglich einer sexuellen Präferenz handelt, die ohne spezifische psychotherapeutische Interventionen (z. B. an der Berliner Charité, die für ihr Präventionsprojekt mit dem Slogan wirbt: “Lieben Sie Kinder mehr als Ihnen lieb ist?” - www.kein-taeter-werden.de) “leicht in Übergriffe auf Kinder münden kann“ (Ehrmann, 2008).

Verhaltensforscher, Neurobiologen und Endokrinologen haben kürzlich im Zusammenhang mit einer Sex-Studie (www.sexstudie-deutschland.de) herausgefunden, dass Pornos ein hohes Suchtpotential aufweisen, da sie das Belohnungssystem im Gehirn aktivieren und zur Ausschüttung von Dopamin führen, wie es von (anderen) Drogen bekannt ist (Pastötter, 2008). Daraus resultiert ein stetiges Verlangen nach Dosissteigerung, in Form von mehr und härteren Pornos oder Äquivalenten in der eigenen gelebten Sexualität.

Im Kontrast zu oben zitierten Kommentaren von Gemeindemitgliedern war in der Lokal- und überregionalen Presse sowie im Internet eine Fülle kritischer Anmerkungen zu lesen, so zuletzt im "Westfalen-Blatt" vom 17. September 2008:

"...Ein Pfarrer, der Kinderpornos gesammelt und damit in letzter Konsequenz dem Missbrauch von Mädchen und Jungen Vorschub geleistet hat, kann nicht das Wort Gottes verbreiten, als sei nichts gewesen..." (Althoff, 2008)

Wie verbreitet der Konsum von Kinderpornos, nicht allein in (zölibatären) Klerikerkreisen, ist, beweist die beinahe wöchentliche Berichterstattung über Razzien und Zerschlagung entsprechender Ringe.

Es erscheint zu oberflächlich, dies als Folge repressiver Gesetze wie den Zölibat oder moderner Technik, die den Zugang zu (fast) allem erleichtert, zu werten.

Indem jedoch die Amtskirche in den eigenen Reihen loyal auch gegenüber Gesetzesbrechern ist und gleichzeitig nach außen eine wertkonservative Haltung propagiert, bescheinigen sich Kirche und in Kooperation mit ihr Staat und Gesellschaft selbst eine Doppelmoral und bedingen sich gegenseitig in deren Aufrechterhaltung, nicht zuletzt durch den Einsatz von Abwehrmechanismen, selbstgefälligen Attributionen und strategischen Deutungen.

Ein anderer Fall sorgt ebenfalls derzeit für Schlagzeilen: der 2004 im österreichischen St. Pölten wegen homosexueller Beziehungen, Sex-Partys und Besitzes von Kinderpornografie überführte Subregens eines Priesterseminars, das nach diesem Skandal

geschlossen wurde, ist jüngst in München wieder als Priester eingesetzt worden, wie die „Associated Press“ berichtet (2008). Der Münchner Erzbischof Marx erklärte hierzu, „er entspreche damit einer Bitte des St. Pöltener Bischofs“, dem Priester „eine neue Chance zu geben“. Abermals wird Verantwortung delegiert, aus Gefälligkeit und mit dem Appell an Menschlichkeit werden (wegen Priestermangels) Nischen für Untreue und Delinquenten geschaffen.

In einem philosophischen Exkurs böte sich angesichts so vieler Grenzüberschreitungen die Diskussion einer „Normativität der Natur“ in Gegenüberstellung zu künstlich geschaffenen Gesetzmäßigkeiten an (Zelinka, 1994).

Es ist immer auch zu bedenken, dass eine Verurteilung und vehemente Abwehr non-konformen Verhaltens aus psychoanalytischer Sicht ein Hinweis darauf sein kann, dass eigene (unbewusste) angstbesetzte Anteile geleugnet oder nicht akzeptiert, von innen nach außen verlagert und dort (stellvertretend) bestraft werden. Insgeheim mag eine Identifikation mit dem Gesetzesbrecher stattfinden, der den Mut besitzt, sich über Tabus hinwegzusetzen.

Abschließend sei angemerkt, dass bei sämtlichen Debatten über als Kriminelle enttarnte und versetzte Priester völlig übergangen wurde, dass sie bekanntermaßen mehrfach gegen den Zölibat verstoßen hatten.

Äußerungen von Erzbischof Becker über die Vorbildfunktion der Glaubwürdigkeit von Amtsinhabern (s. Kap. 2.8.2!) können vor solchen Hintergründen höchstens als frommer Wunsch interpretiert werden.

3. Zusammenfassung des theoretischen Teils

Der Zölibat römisch-katholischer Geistlicher, dem Sakrament der Priesterweihe als disziplinarische Vorschrift angehängt, lässt sich theologisch / biblisch nicht eindeutig begründen. Einzig Hinweis auf seine Einhaltung „des Himmelreiches wegen“, im Sinne einer Verheißung ewigen Lebens für diejenigen, die sich im Diesseits ungeteilt in den Dienst der Kirche stellen und dafür auf genitale Sexualität und Ehe verzichten, lassen vermuten, woran ein „Berufener“ sich orientieren soll.

Diese Nachahmung Jesu wird von römisch-katholischen Priestern gefordert, ihre Umsetzung jedoch, z.B. in Priesterseminaren, nicht trainiert.

Verstöße werden seitens der Amtskirche mit Monitum (Ermahnung), Suspension (Amtsenthebung) oder Dispens / Exkommunikation (Ausschluss aus der Kirche) geahndet, während solche gegen die zwei anderen sog. Evangelischen Räte (=Ratschläge in Anlehnung an das Evangelium) – Gehorsam und Armut – weniger streng überwacht und bestraft werden.

Diese rigide, wider-natürliche Praxis, unter der Prämisse, dass der „gesunde“ Mensch ein affiliatives und sexuelles Wesen ist, erscheint aus psychologischer Perspektive frag-würdig und regte zu dieser Arbeit an, zumal diverse Fakten wie der fortschreitende Priestermangel / die Nachwuchssorgen der katholischen Kirche, ihr stillschweigendes Billigen von verbreiteten Zölibatbrüchen bei gleichzeitigem Festhalten am Enthaltensamkeitsgebot und die Vielzahl sexuell verhaltensauffälliger (bis delinquenter) Priester und deren (heimliche) Weiterbeschäftigung nahe legen, dass hier Doppelmoral und Verdrängungsmechanismen ihre Wirkung entfalten.

Nach zahlreichen Gesprächen mit Priestern sowie deren Vorgesetzten, vor allem nach Bekanntwerden von Verstößen gegen den Zölibat und weltliche Gesetze (z.B. bezüglich des Besitzes von kinderpornografischem Material), wurden seitens der Kirche keinerlei Auskünfte mehr erteilt, sodass eine empirische Studie mit amtierenden Klerikern nicht möglich war.

So wurde ein Akzent dieser Arbeit auf die Gegenüberstellung von früheren oder thematisch verwandten Forschungen und psychologischen Theorien gesetzt und dabei der Zölibat ausführlich mit Hilfe von Altruismus-Modellen, Lerntheorien,

motivations-, emotions-, kognitions- und attributionspsychologischen Überlegungen, Austausch- und Investitionsmodellen, Selbstkonzept-Forschung, „Impression Management“- und psychoanalytischen Erkenntnissen beleuchtet. Es wurde eruiert, unter welchen (theoretischen) Bedingungen die Enthaltsamkeit eingehalten werden könnte bzw. welche Faktoren ihre Realisierung erschweren, um (nicht-)zölibatäres Verhalten wissenschaftlich zu erklären und Perspektiven aufzuzeigen. Daneben wurde immer auch Wert darauf gelegt, praxisnahe Erkenntnisse, neueste Entwicklungen, Statistiken und meinungsbildende Maßnahmen einzuflechten, um einen möglichst aktuellen Stand zu präsentieren.

Sämtliche dieser Reflexionen haben durchgängig veranschaulicht, wie komplex und diffizil es ist, den Zölibat einzuhalten – aber auch, wie inkonsequent dieses Kirchengesetz gehandhabt wird.

Ferner lässt sich zusammenfassend festhalten, dass das Phänomen der „privaten / öffentlichen Selbstaufmerksamkeit“ eine bedeutende Rolle im Zusammenhang mit dem (Gelingen oder Scheitern) zölibatären Lebens spielen dürfte.

So zeigte sich, dass die Motivation, das Priesteramt auszuüben und sich damit dem Zölibat zu verpflichten, egoistischer oder altruistischer Natur sein kann und entweder als Quelle innerer Befriedigung (des „Berufenen“) dient oder auf Selbstbestätigung durch die Wirkung auf andere abzielt.

Lerntheoretisch und sozialpsychologisch betrachtet (Herkner, 1996) stellt sich die Frage, ob altruistische Motive durch Empathie / Hilfe als Selbstzweck oder als Mittel, Anerkennung von außen zu erlangen (Batson, 1987), fungieren.

Die angestellten austausch- und investitionstheoretischen Überlegungen (Homans, 1967; Thibaut&Kelley, 1959; Rusbult, 1983) regen dazu an, zu überprüfen, ob der persönliche Profit aus sozialen Beziehungen mit / ohne Sexualität an inneren oder äußeren Maßstäben orientiert ist, soziale Vergleiche bezüglich (nicht-)zölibatären Verhaltens mit intra- oder interindividuellem Schwerpunkt vollzogen werden, die Equity-Norm (Mikula, 1986) des Priesters aus privaten Bedürfnissen oder Erfahrungen in sozialen Kontexten erwachsen ist u.ä.

Laut emotions- und attributionstheoretischer Modelle (Schachter,

1964; Valins, 1966; Zillmann, 1978; Weiner, 1986) ist von Bedeutung, ob Priester in Versuchungssituationen ihre Gefühle / sexuelle Erregung eher internal oder external begründen, ihre Aufmerksamkeit eher nach innen richten oder sich in ihren Befindlichkeiten und deren Deutungen von äußeren Bedingungen beeinflussen lassen und kognitive Dissonanzen (Festinger, 1957) mit Hilfe von Argumenten und Strategien bewältigen, die vorrangig privaten oder aber öffentlichkeitswirksamen Bedürfnissen und Zielen gerecht werden.

Insbesondere bei der Beschäftigung mit Theorien der Selbstkonzeptforschung (Duval&Wicklund, 1972; Snyder, 1974; Tesser, 1988; Wicklund&Gollwitzer, 1985; Higgins, 1987) wird transparent, wie bedeutsam es für Einstellungen und Verhalten bezüglich des Zölibats ist, welche Art der (Selbst-)Wahrnehmung der Priester favorisiert, wie er seine Selbstdarstellung überwacht, mit welchen Mitteln er versucht, seinen Selbstwert zu erhalten, welche selbstwertbezogenen Vergleichsdimensionen er heranzieht, um die (Nicht-)Einhaltung des Zölibats vor sich zu rechtfertigen etc.

Je nach Selbstbild, Selbstziel und Gewichtung der Subsysteme des Selbst (Greenwald, 1968) kommen Mechanismen der privaten oder öffentlichen Selbstaufmerksamkeit zum Einsatz – bei der Ausübung des Priesteramtes an sich, z.B. bei Zelebrationen, kann sich das öffentliche Selbst hervorragend entfalten, während die (Nicht-)Einhaltung des Zölibats auch dem privaten Selbst unterworfen ist (sowie vom diffusen wie auch vom kollektiven Selbst begünstigt werden kann).

Nicht zuletzt „Impression Management“-Theorien (Goffman, 1957; Tedeschi, 1985; Snyder, 1981) veranschaulichen, welchen Stellenwert die öffentliche Selbstaufmerksamkeit für Menschen wie Priester, die aus beruflichen Gründen an einer günstigen Selbstdarstellung interessiert sind, hat.

An diese Feststellung schließt sich die Frage an, ob die Realisierung des Zölibats durch stärkere oder geringere Selbstüberwachung und damit verbunden durch öffentliche oder private Selbstaufmerksamkeit erleichtert oder erschwert wird.

Das Fehlen von befriedigenden, intimen Bindungen im Privatleben, von sozialer Kontrolle und glaubwürdigen Vorbildern sowie die wachsende Überlastung im Beruf, bedingt durch Priestermangel und Zusammenlegung von Gemeinden zu Pastoralverbünden,

machen den Zölibatär anfällig für Beziehungsstörungen und (sexuell) deviantes Verhalten als Ventil für seine Unausgeglichenheit bzw. das Priesteramt oftmals attraktiv für jene Männer, die aufgrund ihrer Sozialisation und Persönlichkeitsstruktur zu Bindungslosigkeit neigen und über besondere schauspielerische Fähigkeiten im Sinne öffentlicher Selbstaufmerksamkeit verfügen.

Auch bei der Auseinandersetzung mit Angst (als Prädiktor u.a. für Religiosität) und Schizoidien innerhalb der Kirche bietet es sich an, die Art der Selbstaufmerksamkeit der Betroffenen (hier exemplarisch: Priester) näher zu betrachten, um Ursachen und Bewältigungsstrategien ausfindig zu machen und die Aufrechterhaltung des Systems inklusive Zölibat(vergehen) verständlicher machen zu können.

II. EMPIRISCHER TEIL

1. Fragestellung der Untersuchung

Ursprünglich geplant war hier eine Studie mit amtierenden katholischen Priestern bezüglich eines Aspektes ihrer Persönlichkeit, der von grundlegender Bedeutung für das Leben in Enthaltsamkeit ist.

Nachdem sich jedoch recht schnell gezeigt hatte, dass die Zielgruppe weder mehrheitlich zölibatär lebt, noch gewillt oder befugt ist, wahrheitsgemäß bzw. überhaupt Auskunft zu geben, musste umdisponiert werden.

So wurde der Zölibat an sich, wie er gedacht ist, zunächst theoretisch beleuchtet, unter Berücksichtigung vieler psychologischer Momente, die zu seinem Gelingen oder Scheitern beitragen (würden).

Letztlich war es erforderlich, eine Untersuchung durchzuführen, die bestimmte Kriterien von wissenschaftlicher Forschungsrelevanz erfüllt, was dazu motiviert hat, sich der Gruppe derjenigen zuzuwenden, die sich größtenteils wegen des Zölibats vom Priesteramt verabschiedet haben bzw. es aufgeben mussten. Sie waren die Einzigen, die mit dem Amt und den kirchlichen Bedingungen vertraut sind und keine Scheu, eher sogar das Bedürfnis hatten, sich zu äußern.

Sie gelten durch Berufung und Weihe kirchenrechtlich, im Selbstverständnis und in ihrem Glauben auch nach ihrer Dispens weiterhin und lebenslang als Priester und sind insofern vergleichbar mit der primär anvisierten Zielgruppe. Zusätzlich psychologisch bedeutsam ist dabei, dass sie sich eben explizit dem Zölibat widersetzt haben, was in die Untersuchungshypothesen eingeflossen ist.

Da davon auszugehen war, dass auch ehemals amtierenden Priestern eine spezifische Selbstaufmerksamkeit innewohnt/e, möglicherweise im Laufe der Jahre seit ihrer Dispens etwas modifiziert, bot es sich an, die Untersuchung auf diese Eigenschaft zu konzentrieren.

Die Selbstaufmerksamkeit kann als anderen hier im Zusammenhang mit dem Zölibat reflektierten Phänomenen übergeordnet betrachtet werden. Ihre Art und Ausprägung dürfte großen Einfluss auf individuelles motivationales und emotionales Geschehen, kognitive Dissonanzen, Attributionen, auf das Selbstkonzept, die Selbstdiskrepanzen, die Selbstdarstellung, die Verarbeitung von persönlichen Ängsten und schizoiden Prämissen kirchlicher und staatlicher Strukturen haben.

Eine Fülle von Forschungsergebnissen belegt die Relevanz der Selbstaufmerksamkeit. Ausgangspunkt war die Theorie von Duval und Wicklund (s. Kap. 2.6.1), die impliziert, dass die Aufmerksamkeit eines Individuums immer entweder auf die Umwelt ("öffentlich") oder die eigene Person ("privat") gerichtet ist.

Bei der Debatte um Situationismus, Dispositionismus bzw. Interaktionismus konstatierten Endler und Magnusson (1976) sowie zuvor Fenigstein, Scheier und Buss (1975), dass hohe Selbstaufmerksamkeit generell sich in einem hohen Maß an Introspektion, in einer intensiven, zeitlich und situativ stabilen Tendenz zu selbstreflexiver kognitiver Aktivität, in hoher Sensibilität für eigene Gefühls- und körperliche Zustände sowie deren Darstellung nach außen, die Wirkung auf die soziale Umwelt und die Sorge wegen der (imaginierten) Bewertung durch diese manifestiert.

Die Annahme eines Dispositionscharakters wurde um die Differenzierung der Selbstaufmerksamkeit in eine "öffentliche" und eine "private" erweitert. Selbstaufmerksamkeit gilt einerseits als situativ erzeugter Zustand, andererseits als Dispositionsmerkmal. "Die funktionale Äquivalenz von Selbstaufmerksamkeit als Zustandsvariable und als Dispositionsmerkmal" kann laut Buss (1980) dank einer Vielzahl empirischer Studien als gesichert betrachtet werden.

Da, wie Studien und faktorenanalytische Befunde zeigen, private und öffentliche Selbstaufmerksamkeit unkorreliert und relativ unabhängig voneinander sind, haben sie "höchst unterschiedliche Auswirkungen auf das Verhalten und Erleben von Individuen" (Filipp, 1989).

In Übersichtsarbeiten von Buss (1980), Scheier und Carver (1983) sowie Drinkmann (1986) werden sechs Bereiche unterschieden, in denen die verhaltensregulative Bedeutung der

Selbstaufmerksamkeit zum Tragen kommt:

1. Verarbeitung und Nutzung selbstbezogener Informationen
2. Affektive Reaktionen und Sensibilität für affektinduzierende Situationsumstände
3. Veridikalität von Selbstberichten und Konsistenz des Verhaltens
4. Selbstregulierung des Verhaltens
5. Verhalten in Leistungskontexten
6. Verhalten in sozialen Kontexten

ad 1.:

Nachgewiesenermaßen steht die Höhe der privaten Selbstaufmerksamkeit in engerem Zusammenhang mit Informationsverarbeitungsprozessen als die öffentliche Selbstaufmerksamkeit.

Bei hoher privater Selbstaufmerksamkeit beinhalten Selbstbeschreibungen gehäuft Adjektive wie “warm, reflexiv, kompliziert, analytisch, ernst, etc.”, während bei hoher öffentlicher Selbstaufmerksamkeit vermehrt “emotional, unruhig, nervös, unsicher, gewissenhaft, etc.” als eigene Attribute genannt werden (Turner, 1977; Drinkmann, 1986).

ad 2.:

Erhöhte Selbstaufmerksamkeit führt gemäß Mullen und Suls (1982) zu einer Intensivierung von Gefühlszuständen und einer höheren Sensibilität für Körpersensationen und physiologische Vorgänge, auch hier wieder vorrangig bei privater Selbstaufmerksamkeit (hoher Wert - erhöhte affektive Reagibilität). Daraus resultiert “eine höhere Bereitschaft zu präventiven gesundheitsbezogenen Maßnahmen”, die Selbstaufmerksamkeit entfaltet demnach Moderatorwirkung, darf jedoch “nicht als protektiver Faktor in der Lebensbewältigung” betrachtet werden (Filipp, Aymanns und Braukmann, 1986). Eventuell geht mit dieser Sensibilität sogar kontraproduktiv eine Neigung zu Hypochondrie, Angststörungen o. ä. einher.

ad 3.:

Erhöhte private Selbstaufmerksamkeit bedingt eine bessere Selbstkenntnis, eine erhöhte Veridikalität von Selbstberichten (Gibbons, 1983) und eine höhere Konsistenz bezüglich per Fragebogen ermittelter Verhaltenstendenzen und tatsächlich gezeigtem Verhalten (Scheier, Buss und Buss, 1978).

ad 4.:

Höhere Selbstaufmerksamkeit erzeugt ein stärker an Normen orientiertes Verhalten (Diener und Wallbom, 1976), da sich das Individuum persönlicher Standards oder internalisierter Normen bewusster ist, die durch Situationsanforderungen und Verhaltenserwartungen anderer virulent werden, was ein Bestreben nach Überwindung der Diskrepanz zwischen "Ist" und "Soll" bewirkt (Carver und Scheier, 1981).

ad 5.:

Private Selbstaufmerksamkeit wirkt als Moderatorvariable mit gewichtiger Rolle in Leistungskontexten. Durch sie werden signifikant bessere Leistungen erzielt, allerdings nur nach induziertem oder geringfügigem Misserfolg (Brockner et al., 1983). Die Höhe der Selbstaufmerksamkeit hat einen großen Einfluss auf die Ursachenerklärung für Erfolg und Misserfolg (Heckhausen, 1980). Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit zeigen "stärkere affektive Reaktionen auf Erfolg respektive Misserfolg" (Brockner, 1979).

ad 6.:

"Hohe private Selbstaufmerksamkeit erhöht die Resistenz gegen persuasive Einflüsse und gegen Konformitätsdruck" (Froming und Carver, 1981). Die Einstellungen solcher Menschen sind auch nach einstellungsdiskrepantem Verhalten auffällig änderungsresistent (Scheier und Carver, 1980). In dyadischen Interaktionen zeigen sie ein größeres Maß an Selbstenthüllung und geringere Gefühle von Einsamkeit (Davis und Franzoi, 1986). Daraus lässt sich ein signifikanter Vorhersagewert für die Zufriedenheit in Partnerschaften ableiten (Franzoi, Davis und Young, 1985).

Bei höherer öffentlicher Aufmerksamkeit liegt eine höhere Sensibilität für soziale Rückmeldungen vor, und deren Vorhersagen sind korrekter (Tobey und Tunnell, 1981). Bei Ablehnung erfolgt eher eine Abwertung der Attraktivität des Interaktionspartners (Fenigstein, 1979), die Betreffenden selbst dagegen werden häufig von anderen als attraktiver eingeschätzt (Turner, Gilliland und

Klein, 1981) und sind oft besorgt, was andere von ihnen denken (Diener, 1980).

Diese fundierten Forschungsergebnisse und ihre Berührungspunkte mit Leben, Wirken und Auftreten (zölibatärer) katholischer Priester legten allesamt nahe, die Selbstaufmerksamkeit dieser Klientel zu untersuchen, mit dem Ziel, Aufschluss darüber zu erhalten, ob gehäuft private oder öffentliche Selbstaufmerksamkeit zur Entfaltung kommt.

1.2 Der aktuelle Forschungsstand

Es ließ sich weltweit keine Publikation finden, die darauf schließen lässt, dass bereits eine vergleichbare Studie mit römisch-katholischen Priestern bezüglich deren privater / öffentlicher Selbstaufmerksamkeit im Kontext von (nicht-)zölibatärem Verhalten durchgeführt worden ist.

Recherchen per Datenbanken „PSYNDExplus“ und „PsycINFO“ an der Universität Bielefeld unter Eingabe von relevanten Suchbegriffen auf Deutsch und Englisch ergaben Treffer, die folgende mit der vorliegenden Arbeit thematisch verwandte Untersuchungen beinhalten:

- Fürst, Neubauer et al. (2001) ermittelten bei einem interdisziplinären Forschungsprojekt „in Kooperation von Pastoraltheologie und Berufspsychologie“, dass mehrheitlich derjenige Beruf gewählt wird, bei dem die höchste Übereinstimmung zwischen Selbst- und Berufsbild empfunden wird, dass sich andererseits jedoch viele der befragten Theologiestudenten für den Beruf des Religionslehrers entscheiden, „obwohl dies nicht ihr Berufswunsch war“, weil es an einer „flexiblen und pluralitätstoleranten...Ausgestaltung“ des Berufsprofils für Priester mangle.
- Booth (1999) entwickelte gemeinsam mit einem betroffenen Priester einen Leitfaden für helfende Berufe, einen Lösungsweg aus der Sucht, angelehnt an die 12 Schritte der Anonymen Alkoholiker, nachdem er festgestellt hat, dass auch Religion zu

Abhängigkeit und Missbrauch führen kann.

- Mönikes (1973) hat im Rahmen seiner Promotion mit dem Titel „Zur Analyse von Rollenkonflikten ehemaliger Priester der römisch-katholischen Kirche“ eine Studie mit 46 ehemaligen und 98 amtierenden Priestern durchgeführt und zeigen können, dass sich Versuchs- und Kontrollgruppe „in allen untersuchten Bereichen...unterschieden“, insbesondere bezüglich spezifischer Persönlichkeitsmerkmale: „Nichtautoritäre, extravertierte und emotional stabile ehemalige Priester standen autoritären, introvertierten und emotional labilen amtierenden Priestern gegenüber“.
- Moynihan (1978) hat sich in seiner Dissertation mit der Frage beschäftigt, „ob das Selbstbild als einer der motivierenden Faktoren bei der Berufswahl von römisch-katholischen Priestern anzusehen ist“. Er fand bei den untersuchten 113 Priesteramtskandidaten „eine hohe Identifikation mit ihrem zukünftigen Beruf“ vor, daneben jedoch keine Unterschiede hinsichtlich ihres Selbstbildes im Vergleich zu dem von Kontrollgruppen.
- Eine weitere „empirische Untersuchung zum Priestersein“, die über „Das Selbstverständnis des Südtiroler Priesters“ von Stampfl (1981), ergab, dass die 217 auswertbaren Fragebögen dafür sprechen, dass diese Priester „weitgehend autoritätsgläubig und normgebunden“ sind und sich auch entgegen ihrer persönlichen Überzeugung zur Meinung der Kirche bekennen. Sie gaben an, sich in ihrem Beruf „weitgehend verwirklichen“ zu können, wollten „äußerlich als Priester erkennbar sein“ und erlebten „den Zölibat als leichte Last“. Dem Autor erschien das „neue Selbstverständnis nicht revolutionär, sondern bedächtig evolutionär“.
- Kline (2007) untersuchte Merton's „true self: A resource for survivors of sexual abuse by priests“ und gelangte zu der Auffassung, dass dessen Argumentation, die Psyche sei unverwundbar und „offen für Entdeckungen, Wachstum und Transformationen“, da sie „in Gott verwurzelt“ ist, höchstens auf Einzelne zutrifft, ansonsten sexueller Missbrauch durch Priester jedoch vor allem „für immer vergiftet und jenseits von Versöhnung“ anzusiedeln ist.
- Vignoles (2002) testete 149 anglikanische Gemeindepfarrer

bezüglich der Bedeutung von motivationalen Prinzipien zur Wahrung von Selbstachtung, Diskrimination, Kontinuität und Außenwirkung und fand heraus, dass Diskriminationsfähigkeit, Beständigkeit und Impression Management als gleichwertig betrachtet werden können bei der Erhaltung oder Ausformung der Selbstachtung und allen als Motiven führender Identitätsprozesse Beachtung gebührt.

- Brock (1996) hat sich mit „Catholicism and women: Identity, faith, family, role and conflict“ beschäftigt und dabei festgestellt, dass “die römisch-katholische Kirche ein Makro-System ist, das sehr viel Einfluss auf das Leben seiner Anhänger“ hat und Frauen in deren Selbstverständnis, Rollen, Sexualität, Alltag und Konfliktbewältigung prägt.
- Henry (1977) untersuchte 154 römisch-katholische Priester in Massachusetts bezüglich deren Außenwirkung und Selbstzufriedenheit, mit dem Resultat, dass es einen signifikanten Zusammenhang zwischen positiver Ausstrahlung und positivem Selbstkonzept gab und diese einander wechselseitig bedingten, was für den Autor Anlass war, der Amtskirche zu empfehlen, das persönliche Wachstum ihrer Priester zu fördern statt zu unterbinden, da deren Zufriedenheit „the key to organizational effectiveness“ sei.
- Jimenez Caneda (1975) hält das Leben katholischer Priester für ein „extraordinary and intriguing subject for scientific investigation“, insofern als es für manche Quelle psychologischer Konflikte, für andere die Möglichkeit zu unüblicher psychologischer Erfüllung sein kann. Er konzentrierte sich in seiner Untersuchung auf „Some psychological characteristics of Columbian priests“, indem er 76 derer (davon 45, die vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1965, und 31, die nach dem Konzil geweiht worden sind) einer Kontrollgruppe von 52 Ärzten (35 vor und 17 nach dem Konzil graduiert) gegenüberstellte und sämtliche Versuchspersonen mit Hilfe zweier Instrumente (CIA und TAT) zur Erfassung von manifestem Selbst, Selbstkonzept und Ideal-Selbst, auch auf unbewusster Ebene, testete. Entgegen seiner Hypothesen fand er nur wenige Unterschiede zwischen Priestern und Ärzten sowie zwischen Dienstjüngeren und –älteren bezüglich deren manifestem und auch latentem Selbst. Die kolumbianischen Priester erwiesen sich jedoch als toleranter, unterwürfiger und selbstkontrollierter, während die kolumbianischen Ärzte dominanter, zielstrebig,

ehrgeiziger, aggressiver und impulsiver waren.

- Tuohy (1980) suchte nach Unterschieden zwischen Priesteramtsanwärtern, die zuvor einen anderen Beruf ausgeübt hatten, suspendierten sowie amtierenden Priestern hinsichtlich deren Selbstkonzept, Bewertung von Arbeit und Zufriedenheit mit ihrem Job. An seiner Studie nahmen je 50 Angehörige dieser drei Gruppen teil, alle im Alter zwischen 35 und 55 Jahre. Die Ergebnisse, die vier angewandte Instrumente erbrachten, legen nahe, dass die drei Typen von Geistlichen einander bezüglich des Selbstkonzepts ähneln. Signifikante Unterschiede ließen sich bezüglich der Bewertung von und der Zufriedenheit mit der Arbeit finden: am zufriedensten wirkten aktive Priester, während solche, die mit dem Priesteramt eine zweite berufliche Karriere anstrebten, mäßig befriedigt waren und sich bei suspendierten Priestern zeigte, dass sie mit der Priesterrolle sehr unzufrieden waren, weil sie den damit verbundenen Lebensstil als zu unfruchtbar und steril empfanden, auf zu wenig Beachtung bei einflussreichen Gruppen stießen, sich einsam fühlten und heiraten wollten.
- In einer ähnlichen Studie hat 1976 Wood das Selbstkonzept, die Bewertung von Arbeit und die Ängstlichkeit von ebenfalls drei Gruppen von katholischen Geistlichen (Seminaristen – N=182, amtierenden sowie resignierten Priestern – N=180 bzw. 54) untersucht und signifikante Unterschiede in vier von fünf erfassten Aspekten des Selbstkonzepts und fünf von sieben Aspekten der Bewertung von Arbeit angetroffen. Die Werte der Probanden für Ängstlichkeit differierten lediglich bezüglich eines Aspektes, nämlich der „state-anxiety“. Wood hält es für sinnvoll, zukünftig zu erforschen, in welchem Zusammenhang die Variablen Alter und genaue berufliche Position zu den ermittelten Unterschieden stehen.

1.3 Die Hypothesen

Die hier dargestellte Untersuchung diene dem Zweck, folgende Hypothesen, die aus der Betrachtung der priesterlichen Persönlichkeit unter besonderer Berücksichtigung der Forderung nach zölibatärer Lebensweise aus sozialpsychologischer und

psychoanalytischer Perspektive erwachsen sind, zu überprüfen:

- H1:** Katholische Priester verfügen über eine überdurchschnittlich hohe öffentliche Selbstaufmerksamkeit.
- H2:** Je länger katholische Priester ihr Amt ausgeübt haben, desto ausgeprägter ist ihre öffentliche Selbstaufmerksamkeit.
- H3:** Je länger katholische Priester in einer Partnerschaft, also nicht zölibatär leben, desto ausgeprägter ist ihre private Selbstaufmerksamkeit.

ad H1:

Da die Ausübung des Priesteramtes in vielen Bereichen Selbstpräsentation, publikumswirksame Vermittlung von Lehren und Flexibilität im Umgang mit den unterschiedlichsten Menschen erfordert, ist davon auszugehen, dass Angehörige dieser Berufsgruppe in hohem Maße öffentlich selbstaufmerksam sind. Bedenkt man zudem, dass der Zölibat als besondere, wider-natürliche Auflage bzw. dessen (Nicht-)Einhaltung überwacht wird, liegt der Schluss nahe, dass katholische Priester nicht zuletzt wegen dieses Umstandes ihre Außenwirkung verstärkt kontrollieren.

ad H2:

Ogleich die öffentliche / private Selbstaufmerksamkeit laut Handbuch zum hier eingesetzten Messinstrument „SAM“ (s.u.) als Dispositionsmerkmal definiert wird, geben Erfahrungswerte Anlass zu der Behauptung, dass sie Schwankungen in ihrer Ausprägung in Abhängigkeit von Lebensumständen und Alltagsanforderungen unterliegt und demnach ein katholischer Priester im Laufe seiner Dienstzeit durch Lern- und Übungseffekte seine Selbstpräsentation steigert. Auf die im Rahmen dieser Studie untersuchte Klientel bezogen bedeutet das, dass diejenigen Suspendierten, die viele Jahre Einflüssen ausgesetzt waren, die ihnen öffentliche Selbstaufmerksamkeit abverlangt haben, diese Eigenschaft deutlich stärker entwickelt haben als solche, die relativ kurze Zeit im Amt waren.

ad H3:

In Analogie zu „H2“ wird die Behauptung aufgestellt, dass katholische Priester, deren (offizieller) Partnerschaftsbeginn bzw. deren wegen dieser Beziehung erfolgte Suspension schon lange zurückliegt, sich zunehmend auf eigene Empfindungen statt primär auf ihre Außenwirkung konzentriert haben, sodass die private Selbstaufmerksamkeit mit zunehmender Partnerschaftsdauer angestiegen ist.

2. Das Untersuchungsinstrument

Zur Anwendung kam “Der Fragebogen zur Erfassung dispositionaler Selbstaufmerksamkeit (SAM)” von Filipp und Freudenberg (1989).

Es handelt sich hierbei um eine modifizierte Version der amerikanischen “Self-consciousness Scale” von Fenigstein et al. (1975), deren Subskala “soziale Ängstlichkeit” in der deutschen Form eliminiert wurde, während ihr weitere Items zur Erfassung von öffentlicher sowie privater Selbstaufmerksamkeit hinzugefügt wurden.

Der “SAM” besteht aus 27 Items, von denen 13 die private und 14 die öffentliche Selbstaufmerksamkeit erfassen, die als in der ersten Person Singular formulierte Feststellungen bezüglich offener oder verdeckter Verhaltensweisen und selbstreflexiver Gedanken den Probanden dazu animieren sollen, auf einer fünfstufigen Skala (“sehr oft”=5, “oft”=4, “ab und zu”=3, “selten”=2, “sehr selten”=1) eine Selbsteinschätzung abzugeben.

Die “private Selbstaufmerksamkeit” wird mittels der Items Nr. 1, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 16, 21, 23 und 25, die “öffentliche Selbstaufmerksamkeit” per Items Nr. 2, 4, 5, 11, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 22, 24, 26 und 27 erhoben.

Die numerischen Werte der Häufigkeitsabstufungen ergeben ohne Transformation durch Addition eine Summe, deren Höhe das Ausmaß der jeweiligen Selbstaufmerksamkeit beschreibt. Für die “Private Selbstaufmerksamkeit” lassen sich folglich Gesamtrohwerte zwischen 13 und 65 Punkten, für die “Öffentliche Selbstaufmerksamkeit” zwischen 14 und 70 Punkten errechnen.

Die Rohwerte können mit Normierungswerten, die sich in Tabellenform, nach Populationen sowie Stanine-, T- und Prozentrangwerten geordnet, im Anhang der Handanweisung befinden, verglichen werden, um Aussagen darüber treffen zu können, ob die untersuchte Person über eine unter-, über- oder durchschnittliche Selbstaufmerksamkeit verfügt. Alternativ ist eine computergestützte Auswertung möglich, wie sie hier realisiert wurde.

Der "SAM" gilt bei korrekter Durchführung und Interpretation als objektiv und ökonomisch.

Seine Reliabilität ist durch diverse Konsistenzmaße belegt, die Itemtrennschärfe liegt im mittleren Bereich, die ermittelten Werte weisen, wie Längsschnittstudien (Angleitner, Filipp, Braukmann und Olbrich, 1981) gezeigt haben, eine hohe Stabilität über die Zeit aus, die Wiederholungszuverlässigkeit kann als gut bewertet werden und die Analyse der Wertestabilität auf ipsativem Niveau konnte bestätigen, dass es sich bei der Selbstaufmerksamkeit um ein Dispositionsmerkmal handelt.

Der Fragebogen ist gekennzeichnet durch ein hohes Maß an Inhaltsvalidität. Ferner konnte eine faktorielle Validität nachgewiesen werden, zumindest bei der hier relevanten Personengruppe "Erwachsene Normalbevölkerung" - faktorenanalytische Berechnungen ergaben skalenkongruente Ladungen ohne nennenswerte Zweitladungen und die Bestätigung dafür, dass die beiden Aufmerksamkeitsvarianten tatsächlich zwei verschiedene Faktoren darstellen. Allerdings wurden auch Interkorrelationen der beiden Skalen festgestellt, ebenso Zusammenhänge dieser Selbstaufmerksamkeitsvarianten mit anderen Persönlichkeitsvariablen wie dem sozialen Bedürfnis nach Anlehnung und Anerkennung, so dass einige Autoren bevorzugen, einen Gesamtwert für dispositionale Selbstaufmerksamkeit anzugeben, statt zwischen privater und öffentlicher Selbstaufmerksamkeit zu unterscheiden (Fend und Helmke, 1983; Jerusalem, 1984).

Auch das Gütekriterium der differentiellen Validität (nach Lienert, 1969) darf als erfüllt betrachtet werden: die Mittelwerte unterschiedlicher Personengruppen ("Erwachsene Normalbevölkerung", "Schüler", "Jugendliche", "Studenten", "Arbeitslose", "Alkoholiker", "Krebspatienten" und "HIV-Positive") variieren signifikant, ebenso diejenigen unter Berücksichtigung der Geschlechtszugehörigkeit. Demnach erzielen Angehörige "spezieller Problemgruppen" und Frauen deutlich

höhere Werte für dispositionale Selbstaufmerksamkeit als solche der Gruppe “Erwachsene Normalbevölkerung” bzw. Männer.

Die Anwendungsgebiete des “SAM” reichen laut Autorinnen von “grundlagenwissenschaftlichen Arbeiten sowohl unter prognostischer als auch explikativer Zielsetzung” bis hin zur Einzelfalldiagnostik in Bereichen wie “Gesundheit/Krankheit”, “Soziale Interaktion” und “Validität von Selbstauskünften” (Filipp und Freudenberg, 1989).

Aufgrund seiner Qualitäten erschien der “SAM” als geeignetes Messinstrument für diese Untersuchung.

Gemeinsam mit ihm wurde ein Anschreiben (s. Anhang) verschickt, auf dem die Probanden um Angaben zu ihrer Person (Alter, Dauer ihrer priesterlichen Tätigkeit und zeitlicher Abstand zu ihr, aktuell ausgeübter Beruf, Familienstand, Kinder) gebeten wurden, um etwaige Zusammenhänge mit der Selbstaufmerksamkeit prüfen zu können.

3. Die Rekrutierung der Probanden

Nach intensiven Gesprächen mit einzelnen katholischen Priestern im Jahr 2004 erfolgten erste Kontaktaufnahmen zu weiteren in den Jahren 2005 und 2006 per Email, die an zufällig im Internet ausgewählte Kleriker in den Erzbistümern Paderborn und Münster verschickt wurden, mit der freundlichen Anfrage, ob sie grundsätzlich bereit wären, an einer psychologischen Untersuchung über den Zölibat teilzunehmen. Von den auf diese Weise angesprochenen 28 potentiellen Probanden haben fünf schriftlich und ohne Begründung geantwortet, sie seien nicht interessiert, zwei hatten inzwischen geheiratet, 14 haben sich gar nicht geäußert, und lediglich 7 boten an, eine Teilnahme eventuell in Betracht zu ziehen, wenn sie vorab telefonisch bzw. bei einem Treffen nähere Informationen über das Projekt bekämen.

Da sich dieser Weg, Untersuchungsteilnehmer zu gewinnen, als relativ unergiebig erwies, wurden Einzelfallstudien erwogen, die jedoch daran scheiterten, dass nach der Aufdeckung von widersprüchlichen und sogar kriminellen Machenschaften in

klerikalen Kreisen und einem Austausch darüber mit dem Stellvertreter des Paderborner Erzbischofs im November 2007 plötzlich kein bis dahin mitteilbarer Priester mehr zu erreichen war. Das von Dezember 2005 bis Mitte 2008 gesammelte, umfangreiche Material über einen als pädo-kriminell enttarnten Priester wurde aus Diskretions-, Datenschutz- und persönlichen Gründen nicht zum Hauptgegenstand dieser Arbeit erklärt.

Aus diesen Erfahrungen erwuchs die Notwendigkeit, auf eine Studie mit amtierenden katholischen Priestern zu verzichten und stattdessen jene zu befragen, die wegen des Zölibats aus dem Amt ausgeschieden sind. Sie wurden über die "Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen e. V." rekrutiert, indem, um die Anonymität zu wahren, deren Vorsitzender Claus Schiffgen den ihm vorab auf elektronischem Wege zugeleiteten "SAM" sowie ein Anschreiben mit Fragen zur Person bundesweit an 112 männliche Mitglieder verschickt hat, 35 davon per Post, 77 per Email-Anhang. Von diesen 112 nicht mehr amtierenden Priestern haben binnen einer Frist von drei Wochen 41 die Fragebögen in Papierform zurückgesandt, größtenteils direkt an die Adresse der Autorin, der Rest auf dem Umweg über Herrn Schiffgen.

Es wurde bewusst davon Abstand genommen, die Probanden mit weiteren Fragebögen zu konfrontieren, um sie, die sehr kurzfristig „eingesprungen“ waren, nicht überzustrapazieren und die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass sie sich tatsächlich und zeitnah an der Untersuchung beteiligen.

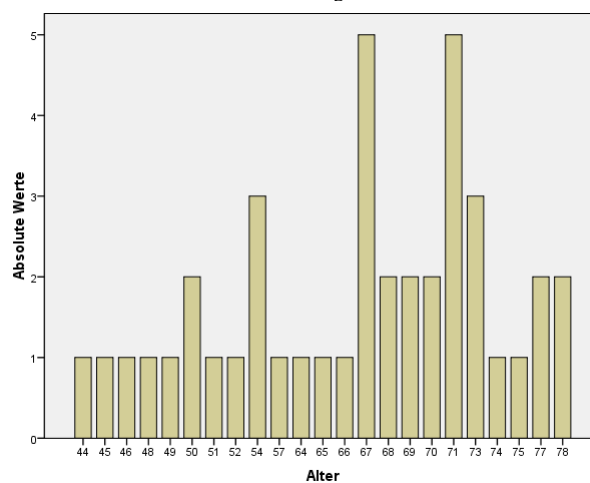
4. Deskriptiv-statistische Informationen über die Probanden

Die 41 Probanden waren zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 44 und 78 Jahre alt. Das durchschnittliche Alter betrug 64,17 Jahre.

Tabelle 1: Altersverteilung der Probanden

Lebensalter	Häufigkeit	Prozent
44	1	2,4
45	1	2,4
46	1	2,4
48	1	2,4
49	1	2,4
50	2	4,9
51	1	2,4
52	1	2,4
54	3	7,3
57	1	2,4
64	1	2,4
65	1	2,4
66	1	2,4
67	5	12,2
68	2	4,9
69	2	4,9
70	2	4,9
71	5	12,2
73	3	7,3
74	1	2,4
75	1	2,4
77	2	4,9
78	2	4,9
gesamt	41	100,0

Grafik 1: Altersverteilung der Probanden

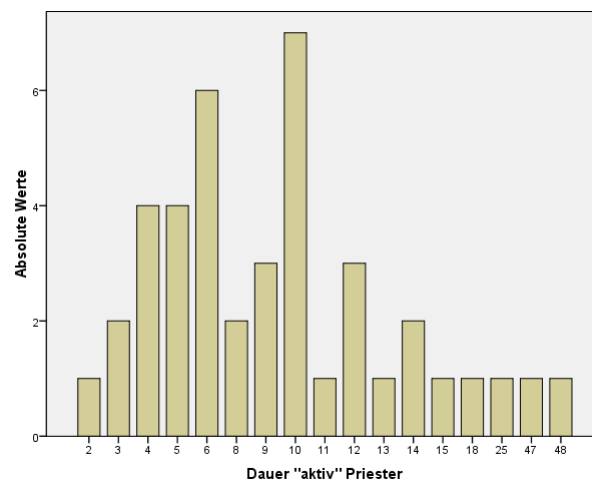


Sie waren zwischen zwei und 48 Jahre lang „aktiv“ Priester – dies ergibt einen Mittelwert von 10,59 Jahren.

Tabelle 2: Dauer „aktiv“ Priester

Aktivität in Jahren	Häufigkeit	Prozent
2	1	2,4
3	2	4,9
4	4	9,8
5	4	9,8
6	6	14,6
8	2	4,9
9	3	7,3
10	7	17,1
11	1	2,4
12	3	7,3
13	1	2,4
14	2	4,9
15	1	2,4
18	1	2,4
25	1	2,4
47	1	2,4
48	1	2,4
gesamt	41	100,0

Grafik 2: Dauer „aktiv“ Priester



Da ein Teilnehmer den „SAM“ unausgefüllt zurückgeschickt und auch über seine Person nicht sämtliche Angaben gemacht hat, beziehen sich die Häufigkeitsverteilungen nicht in jedem Fall auf 41 Probanden. So lässt sich nur über 40 Priester sagen, dass sie zwischen zwei und 42 Jahre lang nicht mehr ihr Amt ausübten, durchschnittlich also seit 26,65 Jahren.

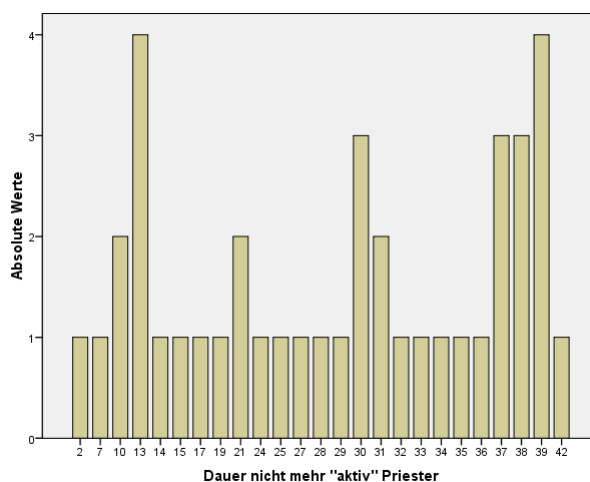
Tabelle 3: Anzahl der Probanden bezüglich erfragter Merkmale

	Alter	Dauer "aktiv" Priester	Dauer nicht mehr "aktiv" Priester	Beruf	Familien- stand	Kinder „ja/nein“	Anzahl Kinder
gültig	41	41	40	41	41	41	41
fehlend	0	0	1	0	0	0	0

Tabelle 4: Dauer nicht mehr „aktiv“ Priester

Inaktivität in Jahren	Häufigkeit	Prozent
2	1	2,4
7	1	2,4
10	2	4,9
13	4	9,8
14	1	2,4
15	1	2,4
17	1	2,4
19	1	2,4
21	2	4,9
24	1	2,4
25	1	2,4
27	1	2,4
28	1	2,4
29	1	2,4
30	3	7,3
31	2	4,9
32	1	2,4
33	1	2,4
34	1	2,4
35	1	2,4
36	1	2,4
37	3	7,3
38	3	7,3
39	4	9,8
42	1	2,4
gesamt	40	97,6
fehlend	1	2,4
gesamt	41	100,0

Grafik 3: Dauer nicht mehr „aktiv“ Priester



39 von ihnen waren zum Untersuchungszeitpunkt verheiratet, einer geschieden / getrennt lebend, einer in fester Beziehung befindlich.

Tabelle 5: Familienstand der Probanden

Familienstand	Häufigkeit	Prozent
verheiratet	39	95,1
geschieden/getrennt lebend	1	2,4
in fester Beziehung	1	2,4
gesamt	41	100,0

38 gaben an, Vater zu sein, drei verneinten die Frage nach Kindern. Die Anzahl der Kinder reichte von Null in drei Fällen (=7,3%) bis fünf in zwei Fällen (=4,9%).

Tabelle 6: Vaterschaft der Probanden

Kinder / Vaterschaft	Häufigkeit	Prozent
ja	38	92,7
nein	3	7,3
gesamt	41	100,0

Die Mehrzahl der Probanden, nämlich 14 (=34,1%), hatten zwei Kinder, neun ein Kind (=22%), acht drei Kinder (=19,5%) und fünf vier Kinder (=12,2%).

Tabelle 7: Anzahl der Kinder der Probanden

Anzahl Kinder	Häufigkeit	Prozent
0	3	7,3
1	9	22,0
2	14	34,1
3	8	19,5
4	5	12,2
5	2	4,9
gesamt	41	100,0

Die Frage „Wie lange waren Sie Priester?“ war unpräzise formuliert, hat bei manchen Probanden Protest ausgelöst oder zu einer Belehrung und eben einen Priester sogar dazu veranlasst, sie gar nicht zu beantworten. Auch nach ihrer Dispens nämlich verstehen sich und gelten die Betroffenen als Priester.

Nach ihrer priesterlichen Tätigkeit übten die Probanden diverse Berufe aus: 12 waren inzwischen Rentner, sechs Pensionäre, vier Lehrer, drei Lehrer im Ruhestand, je zwei Sozialarbeiter und Sozialpädagogen sowie je einer Altenpfleger, Berufsschullehrer, Betreuer, Bewährungshelfer, Eheberater, Erziehungsleiter, Professor im Ruhestand, Psychologe, Steuerfachwirt und Zentralist.

Tabelle 8: Von den Probanden ausgeübte Berufe nach deren Suspension

Berufe	Häufigkeit	Prozent
Altenpfleger	1	2,4
Berufsschullehrer	1	2,4
Betreuer	1	2,4
Bewährungshelfer	1	2,4
Eheberater	1	2,4
Erziehungsleiter	1	2,4
Lehrer	4	9,8
Lehrer i.R.	3	7,3
Pensionär	6	14,6
Professor i.R.	1	2,4
Psychologe	1	2,4
Rektor a.D.	2	4,9
Rentner	12	29,3
Sozialarbeiter	2	4,9
Sozialpädagoge	2	4,9
Steuerfachwirt	1	2,4
Zentralist	1	2,4
gesamt	41	100,0

5. Die Ergebnisse des „SAM“

Von den 41 Teilnehmern haben de facto 40 den „SAM“ ausgefüllt. Der nicht bearbeitete Fragebogen, ebenso wie einige andere, waren mit Kommentaren versehen, in denen die Probanden monierten, einen Priester mache „doch mehr als seine Außenwirkung aus“ und die Fragen seien „durchschaubar“ oder reduzierten die komplexe Thematik des Zölibats und dessen „Unsinn“ auf Unwesentliches. Zudem kam in beigelegten Briefen und Flugblättern zum Ausdruck, dass sich diese Männer und ihre Frauen Unterstützung dabei wünschen, auf ihre Situation aufmerksam zu machen und für die Abschaffung des Pflichtzölibats zu plädieren (s. Anhang).

Hier nun die Werte, die sich für die N=40, die sich auf den „SAM“ eingelassen haben, errechnen ließen:

Bei der „öffentlichen Selbstaufmerksamkeit“ wurden Rohwerte zwischen 20 und 54 erzielt, der Mittelwert betrug 34,65, die Standardabweichung 8,74877.

Das Minimum für „private Selbstaufmerksamkeit“ dieser Stichprobe lässt sich mit 35 beziffern, das Maximum mit 57, der Mittelwert lag bei 45,10, die Standardabweichung betrug 5,47629.

Tabelle 9: Zusammenfassende deskriptive Statistik

Erfasste Merkmale	N	Minimum	Maximum	Mittelwert	Standardabweichung
Alter	41	44	78	64,17	10,322
Dauer "aktiv" Priester	41	2	48	10,59	9,592
Dauer nicht mehr "aktiv" Priester	40	2	42	26,65	11,009
Anzahl Kinder	41	0	5	2,22	1,275
private SAM	40	2,69	4,38	3,5054	,43510
private SAM	40	35,00	57,00	45,1000	5,47629
öffentliche SAM	40	1,43	3,86	2,4995	,62807
öffentliche SAM	40	20,00	54,00	34,6500	8,74877
gültige Werte (listenweise)	39				

6. Berechnungen und Resultate

Die Auswertungen der Fragebögen und die Analysen der Daten wurden im Rechenzentrum der Universität Bielefeld mit Hilfe des Computerprogramms „SPSS 16.0.2“ vom 28.04.2008 durchgeführt.

Die Schritte und deren Ergebnisse werden im Folgenden detailliert dargestellt.

6.1 T-Tests bei gepaarten Stichproben

Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden von / zwischen „privater“ und „öffentlicher“ Selbstaufmerksamkeit ergaben T-Tests folgende Korrelationen:

Tabelle 10: T-Test Summen-Mittelwerte / Korrelationen bei gepaarten Stichproben

	N	Korrelation	Signifikanz
Paaren 1 private SAM & öffentliche SAM	40	,122	,454

Tabelle 11: T-Test gepaarte Differenzen / bei gepaarten Stichproben

	Gepaarte Differenzen							
	Mittelwert	Standardabweichung	Standardfehler des Mittelwertes	95% Konfidenzintervall der Differenz		T	df	Sig. (2-seitig)
				Untere	Obere			
Paaren 1 private SAM - öffentliche SAM	10,45000	9,74008	1,54004	7,33497	13,56503	6,786	39	,000

Wie aus den Tabellen ersichtlich wird, sind lediglich die Differenzen signifikant, was bedeutet, dass die beiden Selbstaufmerksamkeitstypen zwei völlig verschiedene Faktoren darstellen und der „SAM“ sie exakt voneinander trennt. Somit hat sich das Untersuchungsinstrument bewährt.

6.2 Korrelationsberechnungen zur Überprüfung der Hypothesen

Für die vorliegenden Daten wurden Korrelationskoeffizienten errechnet.

Zur Überprüfung der ersten Hypothese („H 1“) reicht ein Blick auf die Mittelwerte der Rohwerte und deren Vergleich mit denen der Norm-Stichprobe (N=201), wie sie in den Handanweisungen des „SAM“ zu finden sind. Während die Probanden der Stichprobe „Erwachsene Normalbevölkerung“ bei 5 Messzeitpunkten bezüglich der „öffentlichen Selbstaufmerksamkeit“ einen Rohwert-Mittelwert von 41,92 und bezüglich der „privaten Selbstaufmerksamkeit“ einen entsprechenden Durchschnittswert von 44,10 erzielten, lagen die der hier untersuchten Priester bei 34,65 bzw. 45,10.

Tabelle 12 : Durchschnittliche Rohwerte bei gepaarten Stichproben

		Mittelwert	N	Standardabweichung	Standardfehler des Mittelwertes
Paaren1	private SAM	45,1000	40	5,47629	,86588
	öffentliche SAM	34,6500	40	8,74877	1,38330

Ganz offensichtlich ist die „öffentliche Selbstaufmerksamkeit“ der N=40 im Durchschnitt schwächer ausgeprägt als die der Norm-Stichprobe.

Zieht man zum Vergleich die Werte anderer Stichproben (z.B. „Jugendliche“: 49,40; „Alkoholiker“: 50,70; „Krebspatienten“: 45,68; „Arbeitslose“: 46,38; „Männer“: 45,50; „Frauen“: 48,20; Gesamtstichprobe N=1255: 45,93) heran, so zeigt sich ein noch deutlicherer Unterschied.

Somit gilt die „H1“ (unter den konstatierten Prämissen) als widerlegt.

Zur Überprüfung von „H2“ und „H3“ war es erforderlich, Korrelationen zu ermitteln. Die umseitige Tabelle veranschaulicht die Resultate dieses Verfahrens:

Tabelle 13: Korrelationen bzgl. Dauer der (nicht mehr) „aktiven“ Zeit und priv. / öffentl. Selbstaufmerksamkeit

		Dauer "aktiv" Priester	Dauer nicht mehr "aktiv" Priester	private SAM	öffentliche SAM
Dauer "aktiv" Priester	Korrelation	1,000	-,244	,003	-,218
	Signifikanz (2-seitig)		,129	,988	,176
	N	41	40	40	40
Dauer nicht mehr "aktiv" Priester	Korrelation	-,244	1,000	-,190	-,235
	Signifikanz (2-seitig)	,129		,247	,150
	N	40	40	39	39
private SAM	Korrelation	,003	-,190	1,000	,122
	Signifikanz (2-seitig)	,988	,247		,454
	N	40	39	40	40
öffentliche SAM	Korrelation	-,218	-,235	,122	1,000
	Signifikanz (2-seitig)	,176	,150	,454	
	N	40	39	40	40

Es lassen sich keinerlei signifikante Zusammenhänge erkennen, weder zwischen der Dauer der „aktiven“ Zeit als Priester und der Ausprägung „öffentlicher Selbstaufmerksamkeit“ („H2“), noch zwischen der Dauer seit ihrer Dispens / der Dauer ihres nicht-zölibatären Lebens und dem Grad ihrer „privaten Selbstaufmerksamkeit“ („H3“).

Korrelationen mit negativem Vorzeichen dürfen nicht als negative bezeichnet werden, da sie ebenfalls nicht signifikant und somit nur zufällig entstanden sind.

Zur Erläuterung der unterschiedlichen Anzahl von Probanden („N“): 41 haben an der Untersuchung teilgenommen, 40 davon den „SAM“ ausgefüllt, und ein Priester hat zwar den „SAM“ bearbeitet, jedoch keine Angabe zur Frage nach der Spanne seiner Zeit als nicht mehr „aktiver“ Priester gemacht, was dazu geführt hat, dass in manchen Berechnungen „N=39“ auftauchte, nämlich da, wo aufeinandertraf, dass der eine „SAM“ *und* diese Angabe zur Person nicht einbezogen werden konnten.

7. Ergänzende Berechnungen

Da die Überprüfung der Hypothesen keine aussagekräftigen Ergebnisse geliefert hat und die ermittelten Daten wegen ihres Seltenheitswertes (schließlich ist es gemeinhin nicht üblich, rund 40 katholische Priester befragen zu können / dürfen) optimal genutzt werden sollten, wurden weitere Berechnungen angestellt, und zwar zur Klärung folgender Fragen:

1) Gibt es Unterschiede bezüglich der Selbstaufmerksamkeit zwischen erst vor wenigen Jahren suspendierten Priestern und ihren wesentlich älteren Kollegen?

2) Gibt es Unterschiede bezüglich der Selbstaufmerksamkeit zwischen Priestern mit Kindern und solchen ohne Kinder?

Die nachfolgenden Tabellen belegen, dass auch in diesen Fällen keine statistisch relevanten Resultate ermittelt werden konnten.

Tabelle 14: Aufteilung in zwei Gruppen („vor längerer Zeit suspendiert“ vs. „vor kurzem suspendiert“)

Dauer		N	Mittelwert	Standardabweichung	Standardfehler des Mittelwertes
private	1,00	24	3,4802	,44450	,09073
SAM	2,00	15	3,5073	,42168	,10888
öffentliche	1,00	24	2,4465	,59967	,12241
SAM	2,00	15	2,5619	,70083	,18095

Tabelle 15: T-Test für die bzgl. des zeitl. Abstands zur Suspension differenzierten Gruppen

		Levene-Test der Varianzgleichheit		T-Test für die Mittelwertgleichheit						
									95% Konfidenzintervall der Differenz	
		F	Signi- fikanz	T	df	Sig. (2- seitig)	Mittlere Differenz	Standardfehler der Differenz	Untere	Obere
private SAM	Varian- zen sind gleich	,116	,735	-,188	37	,852	-,02703	,14351	-,31780	,26374
	Varianzen sind nicht gleich			-,191	31,075	,850	-,02703	,14173	-,31606	,26200
öffentliche SAM	Varian- zen sind gleich	,429	,516	-,548	37	,587	-,11536	,21059	-,54206	,31134
	Varian- zen sind nicht gleich			-,528	26,382	,602	-,11536	,21847	-,56411	,33339

Hinsichtlich der Mittelwerte zu Zusatzfrage 1) ergaben sich folglich keine nennenswerten Differenzen, und wo die Varianzen laut F-(Levene-)Test unterschiedlich waren, ließ sich keine Signifikanz nachweisen.

Tabelle 16: Aufteilung in zwei Gruppen (Kinder ja / nein)

Kinder vorhanden		N	Mittelwert	Standardabweichung	Standardfehler des Mittelwertes
private SAM	ja	37	3,820	,43912	,07219
	nein	3	3,7949	,29123	,16814
öffentl. SAM	ja	37	2,5400	,63272	,10402
	nein	3	2,0000	,28571	,16496

Tabelle 17: T-Test bei unabhängigen Stichproben bezüglich privater bzw. öffentlicher Selbstaufmerksamkeit von Priestern mit / ohne Kinder/n

		Levene-Test der Varianzgleichheit		T-Test für die Mittelwertgleichheit						
									95% Konfidenzintervall der Differenz	
		F	Signifikanz	T	df	Sig. (2-seitig)	Mittlere Differenz	Standardfehler der Differenz	Untere	Obere
private SAM	Varianzen sind gleich	1,237	,273	-1,205	38	,236	-,31289	,25969	-,83860	,21282
	Varianzen sind nicht gleich			-1,710	2,800	,192	-,31289	,18298	-,91947	,29369
öffentliche SAM	Varianzen sind gleich	1,853	,181	1,452	38	,155	,53997	,37178	-,21265	1,29260
	Varianzen sind nicht gleich			2,769	3,873	,052	,53997	,19501	-,00857	1,08851

Bezüglich Zusatzfrage 2) unterscheiden sich die Mittelwerte (minimal) deutlicher, was jedoch gemäß statistischer Gesetze als Zufallsgeschehen betrachtet werden muss, da die Anzahl der Probanden der Alternativgruppe („keine Kinder“) zu gering (=3) war.

8. Die Interpretation der Ergebnisse

Keine der drei Hypothesen konnte verifiziert werden.

Bei der Interpretation dieses Ergebnisses muss berücksichtigt werden, dass es sich bei der untersuchten Stichprobe wegen ihrer Größe und der Lebensumstände der Probanden nicht uneingeschränkt um eine repräsentative gehandelt hat.

Leider ließen sich nicht weitere katholische Priester ausfindig machen, die sich an dieser Studie beteiligen wollten / durften.

Als Vergleichsgruppe wurden kurz diejenigen noch amtierenden Priester in Erwägung gezogen, die neben den dispensierten Mitglied in der „Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen“ sind, leider jedoch waren es nur vier und somit eindeutig zu wenige für eine solche Studie.

Diejenigen, die freundlicherweise zur Teilnahme bereit waren, wiesen ausdrücklich darauf hin, trotz ihrer Dispens „Priester“ zu sein und genannt zu werden, haben einen schmerzlichen Abschied von ihrem Amt hinter sich und engagieren sich für die Abschaffung des Pflichtzölibats.

Es ist aufgrund ihrer Kommentare am Rande oder als Anhang des Fragebogens der Eindruck entstanden, dass sie (verständlicherweise) sensibel auf (etwaige) Vorurteile und Ungerechtigkeiten reagieren und vermeiden möchten, hinsichtlich einer singulären Eigenschaft „klassifiziert“ zu werden.

Möglicherweise hat dies sie dazu bewogen, die Fragen des „SAM“ im Sinne „sozialer Erwünschtheit“ zu beantworten respektive so, dass sie auf keinen Fall „öffentlich“ selbstaufmerksam erscheinen. Ihr diesbezüglicher Mittelwert weicht derart nach unten von sämtlichen Vergleichswerten ab, dass diese Erklärungsmöglichkeit zumindest in Betracht gezogen werden muss.

Für diese Priester steht im Vordergrund, sich in der Zölibatfrage Gehör zu verschaffen, und nicht die eigene Person und ihre Wirkung ins Zentrum zu rücken. Das wiederum kann jedoch (reziprok) bedingen, dass sie tatsächlich so extrem schwach ein „Impression Management“ kultiviert haben, wie es ihre äußerst niedrigen Werte für „öffentliche Selbstaufmerksamkeit“ verdeutlichen.

Zu bedenken ist, dass die dispensierten Priester, anders als ihre amtierenden Kollegen, den Schritt gewagt haben, sich zu einer Liebesbeziehung zu bekennen und sich insofern und vielleicht ebenso in anderen Eigenschaften von denen unterscheiden, über die hier primär im Zusammenhang mit dem Zölibat Überlegungen angestellt wurden, so dass die ersten beiden Hypothesen auf sie per se nicht zutreffen können.

Demgegenüber mag der „typische“ katholische Priester tatsächlich über eine überdurchschnittlich hohe „öffentliche Selbstaufmerksamkeit“ verfügen.

Eventuell haben „Ex“-Priester nur deshalb ihr Amt der Liebe

opfern können, weil sie (dispositional) eben nicht derart auf Außenwirkung und materielle Sicherheit bedacht sind wie die, die am Amt festhalten, auch oder erst recht, wenn diese den Zölibat nicht einhalten und ihre Verstöße kaschieren müssen.

So erstaunt es auch nicht, dass demgegenüber die Werte für „private Selbstaufmerksamkeit“ der „Ex“-Priester etwas höher als die durchschnittlichen der Normgruppe ausgefallen sind:

Mit dem Rohwert-Mittelwert von 45,10 liegen sie oberhalb dem der „Normalbevölkerung Erwachsene“ (44,10) und im Vergleich zu anderen Stichproben (z.B. „Jugendliche“: 40,80; „Alkoholiker“: 46,34; „Krebspatienten“: 45,75; „Arbeitslose“: 47,66; „Männer“: 45,61; „Frauen“: 47,09; Gesamtstichprobe N=1259: 46,23) im oberen Drittel der Durchschnittswerte bzw. nur geringfügig unterhalb des Gesamtdurchschnitts.

Da sich kein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen diesem Wert und der Dauer ihrer Partnerschaft bzw. der Zeit seit ihrer Amtsenthebung feststellen ließ, ist davon auszugehen, dass sich diese Priester *genuin* in puncto „privater Selbstaufmerksamkeit“ von solchen abheben, die im Amt verbleiben und den Zölibat akzeptieren (oder nur vorgeben, ihn einzuhalten) und dass es sich generell bei der Selbstaufmerksamkeit tatsächlich um ein Dispositionsmerkmal und nicht um eine situativ bedingt in ihrer Ausprägung schwankende Verhaltensweise handelt.

Insofern lassen sich (trotz des Zölibats) amtierende und wegen des Zölibats nicht mehr amtierende katholische Priester hinsichtlich der untersuchten Merkmale nicht zu einer homogenen Gruppe zusammenfassen und als solche beurteilen, auch wenn beide die Bezeichnung „Priester“ für sich in Anspruch nehmen.

9. Reflexion des empirischen Teils

Bedauerlicherweise konnten mit dem gewonnenen Datenmaterial keine statistisch relevanten, aussagekräftigen Ergebnisse ermittelt werden. Dies mag an der geringen Anzahl an Probanden, an der Ausrichtung der Hypothesen und / oder an der Auswahl des Messinstrumentes gelegen haben.

Wie mehrfach betont, war es leider nicht möglich, amtierende bzw. mehr Priester zur Teilnahme an dieser Untersuchung zu bewegen. Unter diesen schwierigen Umständen war es vorrangig, die wenigen Versuchspersonen, die sich (ersatzweise) finden ließen, nicht durch eine Flut von Fragen abzuschrecken, sodass ein umfangreicheres Messinstrument oder gar eine Testbatterie nicht geeignet erschienen.

Darüber hinaus wurde der „SAM“ ausgewählt, weil er als wissenschaftlich fundiert gilt und exakt das Merkmal erfasst, das sich im Zuge der Auseinandersetzungen mit bedeutenden Theorien der Psychologie als übergeordnete oder zumindest immer wiederkehrende Determinante im Alltag eines katholischen Priesters und dessen Umgang mit dem Zölibat offenbart hatte.

Aber vielleicht lag genau darin die Krux - die untersuchten Priester fühlten sich auf diese eine Eigenschaft (private / öffentliche Selbstaufmerksamkeit) reduziert, haben mutmaßlich (unbewusst) zum Teil die Ergebnisse im Sinne sozialer Erwünschtheit „verfälscht“, und obendrein unterlag die Autorin (mit Buss, 1980) eventuell der irrigen Annahme, die Selbstaufmerksamkeit sei ein flexibles Phänomen, also sowohl Zustandsvariable als auch Dispositionsmerkmal (im Gegensatz zur Annahme Filippis und Freudbergs / 1989, die den dispositionellen Charakter als ausschließlich betrachten).

Offensichtlich wäre es doch notwendig gewesen, amtierende von wegen einer bekundeten Liebesbeziehung suspendierte Priester klar voneinander abzugrenzen, statt sie bei der Formulierung der Hypothesen gleich zu behandeln.

Die untersuchte Stichprobe bestand ja nun gerade aus Männern, die sich explizit gegen den Zölibat entschieden hatten, während Amtsinhaber weiterhin in ihrem Beruf tätig sind, obwohl sie mitunter die geforderte Enthaltbarkeit umgehen, was eine unterschiedliche Ausgangslage bezüglich der

Selbstaufmerksamkeit mit sich bringt.

Diesem Sachverhalt hätte man eventuell mit einem modifizierten Untersuchungsdesign gerecht werden können, z.B. indem eine Vergleichsgruppe hätte herangezogen werden können, etwa Gemeindemitglieder, die den Pflichtzölibat befürworten, oder evangelische Pastoren, die ebenfalls einen Beruf gewählt haben, der einen öffentlichkeitswirksamen Habitus verlangt, die jedoch, anders als die suspendierten katholischen Kollegen, von vornherein auch betont privat selbstaufmerksam sein und eine Familie gründen dürfen.

Ferner hätte es sinnvoll sein können, trotz der Sorge, die Compliance der Probanden überzustrapazieren, zusätzliche Testverfahren (zum Attributions- oder Liebesstil o.ä.) einzusetzen, um weitere Eigenschaften und deren etwaige Zusammenhänge / Wechselwirkungen mit der Selbstaufmerksamkeit überprüfen zu können.

10. Diskussion

Der Zölibat, wie er aus theologischer Sicht begründet wird und gedacht ist, stellt sich aus psychologischer Perspektive als schwierig zu realisierende Forderung dar, an der so mancher Priester scheitert.

Das mag an der menschlichen Konstitution und / oder an mangelnder sozialer Unterstützung liegen.

Ferner scheint es machtpolitischen Interessen und systemischen Bedingungen entgegen zu kommen, das Dilemma des Einzelnen seiner Privatsphäre zuzuordnen, so dass er sich mit Zwiespältigkeiten allein arrangieren muss - oder aber er rebelliert und wählt ein Leben jenseits des Priesteramtes bzw. wird dazu gezwungen, obwohl er sich berufen fühlt und Qualitäten besitzt, die ihn als hilfreichen Seelsorger und überzeugenden Vermittler von Glaubensinhalten auszeichnen.

Auf der einen Seite steht der Glaube an Übersinnliches und Außerirdisches, auf der anderen die menschliche Natur mit ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten – dies lässt sich nicht ohne Weiteres miteinander vereinbaren.

Wo ein Spagat zwischen den verschiedenen Ansprüchen zur „Bruchlandung“ führt, greifen innerhalb der Kirche Mechanismen, die der Selbsterhaltung zu dienen scheinen: Priester beginnen (spätestens dann), ein Doppelleben zu führen, Gemeinden verharmlosen abweichendes Verhalten, und Kirchenobere vertuschen die Vorfälle und entlassen heiratswillige Mitbrüder.

Der Zölibat scheint aktuell seinen Schwerpunkt auf der *Ehelosigkeit* an sich zu haben, während (hetero-)sexuelle Beziehungen stillschweigend geduldet werden. Sie und, gesamtgesellschaftlich betrachtet, zum Teil deviantes bis delinquentes Sexualverhalten werden als „Fehlritte“ behandelt, die es zu vernachlässigen gilt bzw. die im Glaubenskonzext Anlass zu Vergebung sind und als humanitäre Geste eine neue Chance für den Betroffenen nach sich ziehen.

Was im Nachhinein als „Fehlbarkeit“ des Menschen deklariert wird, ist primär nicht im Zölibatgesetz, das uneingeschränkte Nachfolge Jesu und vollkommene Enthaltensamkeit fordert, vorgesehen.

Die implizite Umdeutung und den Handlungsspielraum haben Menschen geschaffen, die mit *Menschen* Erfahrungen gemacht haben und angesichts des fortschreitenden Priestermangels fürchten, Einfluss als Institution zu verlieren – die jedoch nicht den Mut oder die Macht besitzen, das Gesetz explizit zu modifizieren oder aufzuheben, wegen ihres Traditionsbewusstseins, ihres Wunsches nach Abgrenzung zu anderen Religionen und / oder ihrer Weisungsabhängigkeit vom Papst („Roma locuta – causa finita“), der um die Diskrepanzen und Nöte weiß, allerdings entsprechenden Handlungsbedarf ignoriert, vermutlich ebenfalls aus den beiden erstgenannten Gründen. So ist ein *circulus vitiosus* entstanden, der nur schwerlich zu durchbrechen ist.

„Glaube kann Berge versetzen“ – psychologisch formuliert: Attributionen konstruieren jeweils passende „Wirklichkeiten“.

Wir Menschen neigen dazu, uns Vorkommnisse so zu erklären, dass sie mit unserem Bild von einer (un-)gerechten Welt in Einklang stehen.

Wer auf die römisch-katholische Kirche baut, auf ihre

Heilsversprechungen, auf die Vergebung von Sünden, auf Anbetung von Gott und seiner Stellvertreter, wird sich konsequenter- bzw. dissonanzvermeiderweise mit dem Zölibat, seiner Nicht-Einhaltung und sonstigen Ungereimtheiten abzufinden versuchen, um seinen Seelenfrieden zu bewahren.

Der Priester ist für viele (einsame) Menschen, die sich in einer Krise oder existentiellen Notlage befinden, der Rettungsanker. Er vermag sie mit Worten zu trösten und / oder mit Zuwendungen anderer Art, z. B. finanziell / materiell, aufzufangen und gewinnt damit andere für sich, für die dann irrelevant ist, ob er zölibatär lebt oder nicht, zumal sich viele an sprichwörtlichen Geboten wie „An einem Heiligtum rüttelt man nicht“ und „Manus manum lavat“ orientieren.

Zudem gehört das Geheimnis des „Keuschen“, die Mystik des „Entrückten“ zu dieser Kirche und fasziniert weltweit Millionen Menschen, die keine Kritik an ihren Idealen und Idolen dulden.

Unsere Gegenwartskultur ist gekennzeichnet durch Werteverchiebung und –verfall: mit viel nackter Haut, einst Intimpartnern vorbehalten, wird für Produkte geworben („sex sells“), Gier von Managern führt zu Weltwirtschaftskrisen u. ä. – in diesen Zeiten appelliert die Kirche an ihre Gläubigen, verantwortungsbewusst und verlässlich zu handeln und bezeichnet sich selbst als moralische Instanz, die Hoffnung und Gerechtigkeit vermittelt.

Sie setzt sich für den Glauben an *ihren einen* Gott ein, kritisiert Atheismus und polytheistische Kulturen und fordert ihre Anhänger dazu auf, gott-ebenbildlich die Würde des Menschen zu achten.

Auf Überlieferungen der Vergangenheit und Verheißungen für die Zukunft bezieht sie ihre Lehren und Gesetze wie den Zölibat, stellt sich jedoch nicht den offensichtlichen Problemen der Gegenwart, wenn ihre Priester vereinsamen, verbirgt deren Frauen und Kinder und trennt sich von denen, die sich zu ihrer Liebe bekennen.

So gehen ihr Männer mit hohem karitativem Potential verloren, vakante Stellen können immer seltener neu besetzt werden, die verbliebenen Geistlichen leiden oftmals unter Überlastung und dem Alleinsein – dennoch wird der Zölibat uneingeschränkt als Vorschrift beibehalten.

Indem einzelne Menschen zu gott-ähnlichen Wesen stilisiert und als „Hochwürden“ titulierte werden (wollen), werden narzisstisch

akzentuierte Persönlichkeiten verstärkt, der Wunsch nach einem überhöhten Führer / Hirten und einer starken Gemeinschaft bedient und Schizoiden forciert.

Unter gerechtigkeits-theoretischen Aspekten kann es dabei zu Missempfindungen wie Neid kommen, nicht zuletzt auch unter Priestern, wenn heimlich nicht-zölibatären die gleiche Hochachtung entgegen gebracht wird wie redlich bemühten zölibatären.

Auch in Gemeinden und in der übrigen Gesellschaft regt sich Unmut bei Ungleichbehandlung von geistlichen sowie geistlichen versus weltlichen Gesetzesbrechern.

In erster Linie belegen sämtliche Reaktionen, dass wir es nicht mit engelsgleichen, schuldunfähigen Wesen, sondern in allen Fällen mit leibhaftigen Menschen, ihrer Triebhaftigkeit, ihren egoistischen Motiven u. ä. zu tun haben, was beim Zölibat offenbar wenig Berücksichtigung findet.

Die Probanden der vorliegenden Untersuchung, denen die Ausübung ihres Amtes verwehrt wird, weisen eindeutig Merkmale auf, die auf eine Befähigung für seelsorgerische Aufgaben schließen lassen – sie sind sozial engagiert, wie auch ihre zweite Berufswahl belegt, und stehen mit ihrem Wunsch nach einer eigenen Familie mitten im Leben und somit denen nahe, die sie als Priester betreuen und beraten sollten.

Die Mehrzahl dieser Priester hat sich zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr für eine Partnerschaft entschieden – in einem Alter also, in dem die meisten Menschen überdenken, ob sie ihre persönlichen Ziele erreicht haben oder einen anderen Weg einschlagen möchten, insbesondere angesichts der befristeten Gebärfähigkeit potentieller Partnerinnen sowie deren dem eigenen Alter entsprechenden Verfügbarkeit auf dem „Heiratsmarkt“.

Dies spricht dafür, dass ein üblicherweise relativ junger Priesteramtskandidat zum Zeitpunkt seiner Weihe nicht dazu in der Lage sein könnte, zu überblicken, ob er auch in und nach der sog. Midlifecrisis noch dem Zölibat gerecht werden kann / möchte. Demnach könnte es sinnvoll sein, ein Mindestalter für Priester festzulegen, wenn schon nicht der Zölibat gelockert oder nur als Option beibehalten wird.

Die hier untersuchte Stichprobe erwies sich als betont gering „öffentlich“ und tendenziell überdurchschnittlich stark „privat selbstaufmerksam“. In einem Umkehrschluss könnte das heißen, dass amtierende Priester, über die vielfach bekannt ist, dass sie

ebenfalls nicht zölibatär leben, ihrer Wirkung auf andere und der Erhaltung ihres Amtes mehr Bedeutung beimessen als einem aufrichtigen Umgang mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen in den Bereichen Liebe, Partnerschaft und Sexualität.

Für nachfolgende Studien wäre es wünschenswert, amtierende Priester herausfiltern und untersuchen zu dürfen, die allen Widrigkeiten zum Trotz tatsächlich zölibatär leben, um Informationen darüber zu erhalten, welche Strategien sie sich bedienen, über welche Persönlichkeitsmerkmale sie verfügen und welcher Typus ergo am ehesten dafür prädestiniert ist, den ursprünglichen Vorstellungen der Kirche gerecht zu werden, was eine effiziente Auswahl der Priesteramtskandidaten erleichtern könnte.

Sie werden selten erwähnt und honoriert, leiden vermutlich unter dieser Missachtung – oder verstärken sich selbst intrinsisch, durch Stolz auf eigene Willenskraft, Bewusstsein des persönlichen Mangels an sozialer oder sexueller Kompetenz in Bezug auf Partnerschaften, unerschütterlichen Glauben an Belohnung im Himmelreich o.ä.

Aufschlussreich scheint der jeweilige Attributionsstil zu sein. Diese Variable dürfte eine äußerst wichtige bei der Erforschung der Bedingungen für die (Nicht-)Einhaltung des Zölibats sein. Demzufolge bietet es sich an, nicht nur (amtierende) katholische Priester, sondern auch ihnen Nahestehende zu befragen.

Exemplarisch für Gemeinden könnten beispielsweise christliche Laien, die spezielle Ämter bekleiden, aus denen sie Lebensfreude und Selbstwertgefühl rekrutieren (Pfarrgemeinderatsmitglieder, Organisten, Lektoren, sonstige Gemeindehelfer), bezüglich ihrer Einstellung zum Zölibat und eigener Persönlichkeitsmerkmale untersucht werden.

Wissenschaftlich besonders interessant ist die Rolle derjenigen Frauen (Haushälterinnen, Pastoralreferentinnen, Sekretärinnen o.ä.), die sich ganz in den Dienst der Gemeinde und insbesondere des Priesters stellen und weitestgehend auf ein eigenes Privatleben verzichten, ohne eine sexuelle Beziehung zu ihm zu unterhalten. Sie verteidigen eventuell den Zölibat, um ihren Rang als Frau an seiner Seite nicht zu verlieren, reagieren enttäuscht, eifersüchtig und gekränkt, wenn er sich doch anderen Frauen zuwendet, wollen seine etwaigen Vergehen nicht wahrhaben... - ihre Reaktionsweisen dürften äußerst ambivalent sein und wesentliche Einflüsse widerspiegeln, denen der Priester ausgesetzt ist.

Des Weiteren erscheint es sinnvoll, zu überprüfen, ob / inwiefern es Unterschiede zwischen urbanen und ländlichen Gemeinden hinsichtlich der Bewertung von (nicht-)zölibatärem Verhalten gibt, die sich auf das Selbstverständnis und die Lebensführung des Priesters auswirken. Es ist zu vermuten, dass die Ansichten geprägt sind durch einerseits Modernisierungsflair, Weltoffenheit, ein größeres Spektrum an Einflüssen, Meinungsvielfalt, Diskussionsfreudigkeit, Schnelllebigkeit und Bereitschaft zu Novellierungen und andererseits durch ein Festhalten an tradierten Werten, schwächere neuzeitlich mediale Beeinflussung, vielleicht auch durch ein geringeres Bildungsniveau.

Leider ist für die Kirche / den Vatikan (zur Zeit) jede/r, die / der hinter die Fassaden schauen möchte, eine *persona non grata*. Die psychologische Forschung wird behindert und somit die Chance auf Verständnis und Veränderung genommen.

Arbeiten wie die vorliegende können veranschaulichen, dass der (vermeintliche) Zölibatär im Spannungsfeld von privaten, sozialen und kirchlichen Normen, unter Anwendung von selbstgefälligen Attributionen, strategischen Deutungen, Verdrängung und gruppendienlichen Verzerrungen, immer auch darauf bedacht, den Selbstwert zu erhalten oder auszuformen, eine Rolle spielt, deren Reflexion aus psychologischer Perspektive hilfreiche Erkenntnisse liefern und ihm, der Amtskirche sowie der Gesellschaft neue Impulse für den Umgang mit dem Enthaltensgebotsgebot geben könnte.

Viele Lehrbeispiele sprechen für mangelnde Transparenz und das Fehlen eines geeigneten Krisenmanagements innerhalb der Kirche – z.B. indem nach außen Brüderlichkeit unterstrichen wird, der „Bruder“ jedoch, der wegen sexueller Verfehlungen, Alkoholabusus o.ä. aufgefallen ist, im Stich gelassen, eliminiert oder heimlich versetzt wird, ohne dass sich aus den Reihen der Bischöfe jemand ernsthaft um sein Seelenheil kümmert.

Die katholische Kirche ist streng hierarchisch organisiert und fürchtet offenbar den Verlust ihrer Einzigartigkeit und der Abgrenzung zur evangelischen Kirche, wenn sie Reformen in Richtung Demokratisierung (z.B. durch Abschaffung des Pflichtzölibats und Unfehlbarkeitsanspruches) durchführen würde. Ein gänzlich neues Fundament müsste errichtet werden, das

zweifellos christlich, aber eben nicht mehr typisch katholisch wäre.

Es bleibt zu wünschen, dass diese Kirche dennoch ihre Strukturen und Gesetze lockert und überzeugend das verkörpert, wonach sich ihre Anhänger sehnen: eine Stätte der Wahr-Haftigkeit und Geborgenheit, der Zuversicht und des Heils.

LITERATURVERZEICHNIS

- Alexander, R. D.:* The biology of moral systems.
De Gruyter, New York 1987.
- Althoff, C.:* Kinderpornos - Priester arbeitet wieder.
Westfalen-Blatt Bielefeld Nr. 218, 17.09.2008.
- Amelang, M. & Bartussek, D.:* Differentielle Psychologie
und Persönlichkeitsforschung. Kohlhammer, Stuttgart 1997.
- Anderson, J. R.:* Kognitive Psychologie.
Spektrum, Heidelberg 1996.
- Associated Press,* in: Neue Westfälische Bielefeld.
Marx verteidigt Priester nach Sex-Affäre.
Nr. 270, 18. November 2008.
- Austin, W. & Walster, E.:* Equity with the world:
The transrelational effects of equity and inequity.
Sociometry 38, 475-496, 1975.
- Batson, C. D.:* Prosocial motivation: Is it ever truly
altruistic? In: Berkowitz, L. (Hrsg.): Advances in
experimental social psychology, Bd. 20. Academic Press,
San Diego 1987.
- Batson, C. D. et al.:* Negative state relief and the empathy
-altruism hypothesis. Journal of Personality and Social
Psychology, 56, 922-933, 1989.
- Becker, H. J.:* Wir sollten die Macht des Bösen ernst nehmen.
In: Neue Westfälische, Bielefeld, Nr. 227, 2008.
- Berg, J. H.:* The development of friendship between roommates.
Journal of Personality and Social Psychology, 46, 346-356,
1984.
- Berscheid, E.:* Emotion. In: Kelley, H. H. et al. & Peterson, D. R.
(Hrsg.): Close relationships. Freeman, New York 1983.

Berscheid, E. & Walster, E.: Physical attractiveness. In: Berkowitz, L. (Hrsg.): Advances in experimental social psychology, Bd. 7. Academic Press, New York-London 1974.

Blume, M.: Glaube und Zölibat: Bio-logisch erfolgreich? Seminararbeit Universität Heidelberg, 2007.

Blumer, H.: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.). Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Rowohlt: Reinbek 1973.

Booth, L.: Wenn Gott zur Droge wird. Missbrauch und Abhängigkeit in der Religion. Kösel, München 1999.

Bowlby, J.: Attachment and loss. Bd. 1-3. Basic Books, New York 1969, 1973, 1980.

Bowlby, J.: Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. Reinhardt, München 2001.

Brandtstätter, J.: Entwicklung, Intentionalität, Handeln. Kohlhammer, Stuttgart 2001.

Brehm, J. W.: A theory of psychological reactance. Academic Press, New York-London 1966.

Brehm, J. W. & Cohen, A. R.: Explorations in cognitive dissonance. Wiley, New York 1962.

Brehm, J. W. et al.: The attractiveness of an eliminated choice alternative. Journal of Experimental Social Psychology, 2, 301-313, 1966.

Brock, K. A.: Roman Catholicism and women: Identity, faith, family, role and conflict. Dissertation Abstracts International, Section B: The Sciences and Engineering. Vol. 56 (11-B), pp. 6459, 5 / 1996.

Brockner, J.: The effect of self-esteem, success-failure and self-consciousness on task performance. Journal of Personality and Social Psychology, 37, 1732-1741, 1979.

- Brockner, J., Gardner, M. et al.:* The roles of self-esteem and self-consciousness in the Wortman-Brehm model of reactance and learned helplessness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 199-209, 1983.
- Bruguès, J. L., in:* Neue Westfälische Bielefeld: "Stabiles Gefühl männlicher Identität". Nr. 255, 31.10.2008.
- Buss, A. H.:* Self-consciousness and social anxiety. Freeman, San Francisco, 1980.
- Buss, D. M. & Scheier, M. F.:* Self-consciousness, self awareness and self-attribution. *Journal of Research in Personality*, 10, 463-468, 1976.
- Carver, C. S., Antoni, M. et al.:* Self-consciousness and self-assessment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 117-124, 1985.
- Carver, C. S., Blaney, P. H. et al.:* Reassertion and giving up: The interactive role of self-directed attention and outcome expectancy. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1859-1870, 1979.
- Carver, C. S. & Scheier, M. F.:* Attention and self-regulation: A control-theory approach to human behavior. Springer, New York 1981.
- Codex Iuris Canonici.* Codex des kanonischen Rechts. Hrsg. Im Auftrag der Deutschen und der Berliner Bischofskonferenz, lat.-dt. Ausgabe. Kevelaer 1983.
- Coke, J. S. et al.:* Empathic mediation of helping: A two-stage model. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, 752-766, 1978.
- Darwin, C.:* Origin of Species by Means of Natural Selection. 6. Auflage, Cape, London (1872) 1995.
- Davis, M. H. & Franzoi, S. L.:* Adolescent loneliness, self-disclosure and private self-consciousness: a longitudinal investigation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 595-608, 1986.

- Denzler, G. (Hrsg.):* Lebensberichte verheirateter Priester. Piper, München 1989.
- Denzler, G.:* Die Geschichte des Zölibats. Herder, Freiburg 1993.
- Di Bella, A.:* Auf den Punkt gebracht. Was die katholische Kirche im Innersten zusammenhält. Grin, München 2008.
- Die Bibel.* Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1980.
- Diener, E., Lusk, R. et al.:* Deindividuation: Effects of group size, density, number of observers and group member similarity on self-consciousness and disinhibited behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 449-459, 1980.
- Diener, E. & Wallbom, M.:* Effects of self-awareness on antinormative behaviour. *Journal of Research in Personality*, 10, 107-111, 1976.
- Dördelmann-Lueg, A.:* Wenn Frauen Priester lieben. Kösel, München 1994.
- Dollard, J.:* Frustration und Aggression. Yale University Press, New Haven 1939.
- Drewermann, E.:* Kleriker. Psychogramm eines Ideals. Walter, Olten 1990.
- Driever, P. W.:* Meine Berufung. In: Wegbereiter. Magazin für Berufe der Kirche. München. 01/1996.
- Drinkmann, A.:* Private und öffentliche Self-Consciousness: Eine Zwischenbilanz ihrer empirischen Bewährung. Bericht aus dem Psychologischen Institut der Universität Heidelberg (Diskussionspapier Nr. 50), 1986.
- Duval, S. & Wicklund, R. A.:* A theory of objective self-awareness. Academic Press, New York 1972.

- Ehrmann, G., in: Althoff, C.: Kinder pornos: Priester arbeitet wieder. Westfalen-Blatt Bielefeld, Nr. 218, 17.09.2008.*
- Eisenberg, N.: Altruistic emotion, cognition and behavior. Hillsdale, NJ: Erlbaum 1986.*
- Ellis, A.: Die rational-emotive Therapie. Pfeiffer, München 1993.*
- Endler, N. S. & Magnusson, D.: Interactional psychology and personality. Hemisphere, Washington D. C., 1976.*
- Erikson, E. H.: Der vollständige Lebenszyklus. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1992.*
- Fenigstein, A.: Self-consciousness, self-attention and social interaction. Journal of Personality and Social Psychology, 37, 75-86, 1979.*
- Fenigstein, A. & Levine, M. P.: Self-attention, concept activation and the causal self. Journal of Experimental Social Psychology, 20, 231-245, 1984.*
- Fenigstein, A., Scheier, M. F. & Buss, A. H.: Public and private self-consciousness: Assessment and theory. Journal of Consulting and Clinical Psychology, 43, 522-527, 1975.*
- Festinger, L.: A theory of cognitive dissonance. Row, Peterson; Evanston/III. 1957.*
- Festinger, L. & Carlsmith, J. M.: Cognitive consequences of forced compliance. Journal of Abnormal Social Psychology, 58, 203-211, 1959.*
- Filipp, S., Aymanns, P. & Braukmann, W.: Coping with life events: When the self comes into plan. In: R. Schwarzer (Ed.): Self-related cognitions in anxiety and motivation. 87-109, Erlbaum, Hillsdale 1986.*
- Filipp, S.: Der Fragebogen zur Erfassung dispositionaler Selbstaufmerksamkeit (SAM-Fragebogen). Hogrefe, Göttingen 1989.*

Foa, E. B. & Foa, U. G.: Social Exchange: Advances in theory and research. Plenum Press, New York 1980.

Franzoi, S. L., Davis, M. H. & Young, R. D.: The effects of private self-consciousness and perspective taking on satisfaction in close relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 1584-1594, 1985.

Freud, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Studienausgabe Bd. V, 37-134. Fischer, Frankfurt am Main 1975.

Freud, S.: Abriss der Psychoanalyse. Fischer, Frankfurt am Main 1938.

Froming, W. S. & Carver, C. S.: Divergent influences of private and public self-consciousness in a compliance paradigm. *Journal of Research in Personality*, 15, 159-172, 1981.

Fürst, W. et al.: Theologiestudierende im Berufswahlprozess. Empirische Theologie, Bd. 10. Münster 2001.

Gibbons, F.: Self-attention and self-report: The “veridicality” hypothesis. *Journal of Personality*, 51, 517-542, 1983.

Gibbons, F. X., Carver, C. S. et al.: Self-focused attention and the placebo effect: Fooling some of the people some of the time. *Journal of Experimental Social Psychology*, 15, 263-274, 1979.

Goffman, E.: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Piper, München (1957) 2003.

Goffman, E.: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1967.

Greenwald, A. G.: Cognitive learning, cognitive response to persuasion, and attitude change. In: Greenwald et al. Ostrom, T. (Hrsg.): *Psychological foundations of attitudes*. Academic Press, New York, 1968.

- Greshake, G.:* Priestersein. Zur Theologie und Spiritualität des priesterlichen Amtes. Herder, Wien 1991.
- Grün, A. v.:* Religiöse Erfahrung: historische Modelle in christlicher Tradition. Fink, München 1992.
- Haeberle, E.:* dtv-Atlas Sexualität. Taschenbuch Verlag 2005.
- Hartmann, H.:* Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme. Klett, Stuttgart 1975.
- Hatfield, E. et al.:* Equity and intimate relations: recent research. In: Ickes, W. (Hrsg.): Compatible and incompatible relationships. Springer, New York 1985.
- Hays, R. B.:* A longitudinal study of friendship development. Journal of Personality and Social Psychology, 48, 909-924, 1985.
- Hazan, C. & Shaver, P.:* Romantic love conceptualized as an attachment process. Journal of Personality and Social Psychology, 52, 511-524, 1987.
- Heckhausen, H.:* Motivation und Handeln. Lehrbuch der Motivationspsychologie. Springer, Berlin 1980.
- Heidbrink, H.:* Einführung in die Moralpsychologie. Beltz, Weinheim 1996.
- Henry, P. J.:* Relationship between clergy effectiveness and personality integration. Dissertation Abstracts International, Vol. 38 (4-A), pp. 1999, 10 / 1977.
- Herkner, W.:* Lehrbuch Sozialpsychologie. Kösel, Kempten 1996.
- Homans, G. C.:* Social behavior: Its elementary forms. Harcourt, New York 1961.
- Homans, G. C.:* Soziales Verhalten als Austausch. In: Hartmann, H.: Moderne amerikanische Soziologie. Enke, Stuttgart 1967.

- Hoyer, J. et al.*: Sexualstraftäter: Krank oder kriminell? In: Report Psychologie, BDP, 11/12 2007.
- Ickes, W. & Barnes, R. D.*: The role of sex and self-monitoring in unstructured dyadic interactions. Journal of Personality and Social Psychology. 1977.
- Irmer, J. (in press)*: Die Rolle des Sexuallebens in einer romantischen Partnerschaft für die Beziehungszufriedenheit: Der Fragebogen zum Erleben von Sexualität in engen Partnerschaften (FESP). Zeitschrift für Familienforschung, Dezember 2008.
- Jacobs, C.*: Darf ein Priester glücklich werden? Salutogenese. Eine neue Perspektive für die Gesundheit von Priestern und Ordensleuten. Diakonia, 29 (3), 182-189, 1998.
- Jimenez Caneda, A.*: Some characteristics of Columbian priests. Dissertation Abstracts International, Vol. 36 (4-B), 1904-1905, 10 / 1975.
- Kelman, H. C.*: Processes of opinion change. Publ. Opin. Quart. 25, 57-78, 1961.
- Kline, P.*: Merton's "true self": A resource for survivors of sexual abuse by priests. Pastoral Psychology. Vol. 55 (6), 731-739, 7 / 2007.
- Kohlberg, L.*: Moral development and behavior. Holt, Rinehart & Winston, New York 1976.
- Kuhnen, K.*: Kinderpornographie und Internet. Reihe: Internet und Psychologie - Neue Medien in der Psychologie. Bd. 9. Hogrefe: Göttingen 2007.
- Lerner, M. J.*: The desire for justice and reactions to victims. In: Macaulay, J. & Berkowitz, L. (Hrsg.): Altruism and helping behavior. Academic Press, New York 1970.
- Lerner, M.J.*: The belief of a just world: The fundamental delusion. Plenum, New York 1980.

- Leventhal, G. S.* : The distribution of rewards and resources in groups and organisations. In: Berkowitz, L. & Walster, E. (Hrsg.): Advances in experimental social psychology, Bd. 9. Academic Press, New York-London 1976.
- Lewontin, R. C.*: Evolution and the theory of games. Journal of Theoretical Biology, 1, 382-403, 1961.
- Lütkehaus, L.*: O Wollust, o Hölle. Die Onanie. Stationen einer Inquisition. Imago, Gießen 2003.
- Mead, G. H.*: Mind, Self and Society. University of Chicago. Chicago 1934.
- Michaels, J. W. et al.*: Satisfaction in intimate relationships as a function of inequality, inequity and outcomes. Soc. Psychol. Quart. 47, 347-357, 1984.
- Mikula, G. (Hrsg.)*: Gerechtigkeit und soziale Interaktion. Huber, Bern 1980.
- Mikula, G.*: The experience of injustice. In: Bierhoff, H. H., Cohen, R. L. & Greenberg, J. (Hrsg.): Justice in social relations. Plenum, New York 1986.
- Mills, J. & Clark, M. S.*: Exchange and communal relationships. In: Wheeler, L. (Hrsg.): Review of personality and social psychology. Sage, Beverly Hills 1982.
- Möhler, J. A.*: Vom Geist des Zölibats. Hrsg: Hattrup, D. Bonifatius, Paderborn 2001.
- Mönikes, W.*: Zur Analyse von Rollenkonflikten ehemaliger Priester der römisch-katholischen Kirche. Philosophische Fakultät, Universität Bonn 1973.
- Moretti, M. M. & Higgins, E. T.*: The development of self-system vulnerabilities: Social and cognitive factors in developmental psychopathology. In: Sternberg, R. J. & Kolligan, J.: Competence considered. Yale University Press, New Haven, 55-74, 1990.

- Moretti, M. M. & Higgins, E. T.:* Relating self-discrepancy to self-esteem: The contribution of discrepancy beyond actual self-ratings. *Journal of Experimental Social Psychology*, 26, 108-123, 1990.
- Moschetti, G. J. & Kues, J. R.:* Transrelational equity comparisons: Extensions to the third partner relationship and a decision-making model. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, 1107-1117, 1978.
- Moynihan, R. N.:* Das Selbstbild als einer der motivierenden Faktoren bei der Berufswahl der Priester. Naturwissenschaftliche Fakultät, Universität Innsbruck 1978.
- Mullen, B. & Suls, J.:* "Know thyself": Stressfull life changes and the ameliorative effect of private self-consciousness. *Journal of Experimental Social Psychology*, 18, 43-55, 1982.
- Mummendey, H. D.:* Psychologie der Selbstdarstellung. Hogrefe, Göttingen 1995.
- Müller, W.:* Ekstase. Sexualität und Spiritualität. Grünwald, Mainz 1992.
- Müller, W.:* Liebe und Zölibat. Grünewald, Mainz 1994.
- Nouwen, H.:* Gottes Clown sein. Vom Beten und Dienen. Herder, Freiburg 1986.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.):* Entwicklungspsychologie. Beltz, Weinheim 1998.
- Optatam totius.* Dekret über die Ausbildung der Priester. In: Das Zweite Vatikanische Konzil. Bd. II, 314-355. Freiburg 1967.
- Perner, R. A.:* Sein wie Gott. Kösel, München 2002.
- Piliavin, J. A. et al.:* Emergency intervention. Academic Press, New York 1981.

Piliavin, J. A. et al.: Good samaritanism: An underground phenomenon? *Journal of Personality and Social Psychology*, 13, 289-299, 1969.

Pinel, J.: Biopsychologie. Spektrum, Heidelberg 1997.

Posth, R.: Vom Urvertrauen zum Selbstvertrauen. Das Bindungskonzept in der emotionalen und psychosozialen Entwicklung des Kindes. Waxmann, Münster 2007.

Presbyterorum ordinis. Dekret über Dienst und Leben der Priester. In: Das Zweite Vatikanische Konzil. Bd. III, 127-239, Freiburg 1968.

Rahmenordnung für die Priesterbildung. Deutsche Bischofskonferenz 2003.

Ranke-Heinemann, U.: Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität. Hoffmann und Campe, Hamburg 1989.

Reich, W.: Die Funktion des Orgasmus. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1927.

Rey, K. G.: Das Mutterbild des Priesters. Benziger, Zürich 1969.

Riemann, F.: Grundformen der Angst. Reinhardt, München 1990.

Rusbult, C.: Commitment and satisfaction in romantic associations: A test of the investment model. *Journal of Experimental Social Psychology*, 16, 1980.

Rusbult, C.: A longitudinal test of the investment model: The development (and deterioration) of satisfaction and commitment in heterosexual involvements. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 1983.

Sacerdotalis caelibatus. Über den Zölibat der Priester.
AAS 59, 657-697. Rom 1967.

Schachinger, H.: Zur Selbstdiskrepanztheorie von Higgins:
Neue Überprüfung der Haupthypothesen mit neu entwickelter
Formel und Selbstdiskrepanz unter dem Aspekt der
Selbstzuversicht. Wien 1992.

Schachter, S.: The interaction of cognitive and physiological
determinants of emotional state. In: Berkowitz, L. (Hrsg.):
Advances in experimental social psychology, Bd. 1.
Academic Press, New York-London, 1964.

Schachter, S. et al.: The effects of fear, food deprivation and
obesity on eating. Journal of Personality and Social Psychology,
10, 91-97, 1968.

Schachter, S. & Singer, J. E.: Cognitive, social and phy-
siological determinants of emotional state.
Psychology Review, 69, 379-399, 1962.

Schaller, M. & Cialdini, R. B.: The economics of empathic
helping: Support for a mood management motive.
Journal of Experimental Social Psychology, 24, 163-181, 1988.

Scheier, M. F., Buss, A. H. & Buss, D. M.: Self consciousness,
self-report of aggressiveness, and aggression. Journal of
Research in Personality, 12, 133-140, 1978.

Scheier, M. F. & Carver, C. S.: Self-focused attention and the
experience of emotion: Attraction, repulsion, elation, and
depression. Journal of Personality and Social Psychology,
35, 625-636, 1977.

Scheier, M. F. & Carver, C. S.: Private and public self
-attention, resistance to change and dissonance reduction.
Journal of Personality and Social Psychology, 39, 390-405,
1980.

Schiefele, U.: Einstellung, Selbstkonsistenz und Verhalten.
Hogrefe, Göttingen 1990.

- Schmidbauer, W.:* Der hilflose Helfer. Springer, Berlin 1992.
- Schopenhauer, A.:* Die beiden Grundprobleme der Ethik.
Hermann, Frankfurt am Main 1841.
- Sedikides, C. & Strube, J.:* The symbolic self in evolutionary context. In: Personality and Social Psychology Review, Vol. 1, No. 1, 80-102, 1997.
- Sipe, R.:* Sexuality and the search for celibacy.
Dt.: Sexualität und Zölibat. Schöningh, Paderborn 1992.
- Smith, J. M.:* Evolution and the theory of games.
Cambridge University Press 1982.
- Snyder, M.:* The self-monitoring of expressive behavior.
Journal of Personality and Social Psychology, 30,
526-537, 1974.
- Snyder, M.:* On the self-perpetuating nature of social stereotypes. In: Hamilton, D. L. (Hrsg.): Cognitive processes in stereotyping and intergroup behavior.
Lawrence Erlbaum, Hillsdale, N. J., 1981.
- Snyder, M. & Cantor, N.:* Thinking about ourselves and others: Self-monitoring and social knowledge.
Journal of Personality and Social Psychology 39,
222-234, 1980.
- Snyder, M. & Gangestad, S.:* On the nature of self-monitoring: Matters of assessment, matters of validity.
Journal of Personality and Social Psychology, 51,
125-139, 1986.
- Snyder, M. & Monson, T. C.:* Persons, situations and the control of social behavior.
Journal of Personality and Social Psychology, 32,
637-644, 1975.
- Spencer, H.:* 1862-1896: A System of Synthetic Philosophy.
The Principles of Biology. Vol. I. Dt.: Vetter, B.: Die Principien der Biologie, Bd. 1, Stuttgart (1864) 1876.

Spörrle, M. & Försterling, F.: Irrationale Denkprozesse als Auslöser maladaptiver Emotionen: Empirische Analysen der Grundannahmen der Rational-Emotiven-Verhaltenstherapie im Kontext des depressogenen Attributionsstils. 15. Kongress für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Beratung, Berlin 2004.

Sponsel, R.: Materialien sexueller Missbrauch in den katholischen und anderen Kirchen. Internet Publikation für Allgemeine und Integrative Psychotherapie, Erlangen 2002.

Stampfl, J.: Das Selbstverständnis des Südtiroler Priesters. Naturwissenschaftliche Fakultät, Universität Innsbruck 1981.

Strafgesetzbuch (StGB) Bundesrepublik Deutschland, Neubekanntmachung von 1998.

Strafprozessordnung (StPO) Bundesrepublik Deutschland, Bekanntmachung von 1987.

Szomoru, S. et al.: Borderline brach Herz. Starks-Sture, München 2006.

Tedeschi, J. T. (Hrsg.): Impression management theory and social psychological research. Academic Press, New York 1981.

Tedeschi, J. T. et al.: Introduction to social psychology. West, St. Paul 1985.

Tedeschi, J. T. et al.: Cognitive dissonance: Private rationalization of public spectacle. *American Psychologist* 26, 685-695, 1971.

Tesser, A. et al.: Some affective consequences of social comparison and reflection processes: The pain and pleasure of being close. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 49-61, 1988.

Tesser, A. et al.: Self-evaluation maintenance and the mediational role of emotion: The perception of friends and strangers. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, 442-456, 1989.

Thibaut, J. W. & Kelley, H. H.: The social psychology of groups. Wiley, New York 1959.

Tobey, E. L. & Tunnell, G.: Predicting our impressions on others: Effects of public self-consciousness and acting, a self-monitoring subscale. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 7, 661-669, 1981.

Tuohy, E. M.: Occupational change in mid-life: A comparison study of second-career seminarians, active priests and resigned priests on self-concept, work values and job satisfaction. *Dissertation Abstracts International*. Vol. 41 (12-A, Pt 1), 4984, 6 / 1981.

Turner, R. G.: Self-consciousness and anticipatory belief change. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 3, 438-441, 1977.

Turner, R. G.: Consistency, self-consciousness, and the predictive validity of typical and maximal personality measures. *Journal of Research in Personality*, 12, 117-132, 1978.

Turner, R. G., Gilliland, L. & Klein, H. M.: Self-consciousness, evaluation of physical characteristics, and physical attractiveness. *Journal of Research in Personality*, 15, 182-191, 1981.

Uray, H.: Leistungsverursachung, Verantwortungszuschreibung und Gewinnaufteilung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 7, 69-80, 1976.

Utne, M. K. & Kidd, R. F.: Equity and Attribution. In: Mikula, G. (Hrsg.): *Gerechtigkeit und soziale Interaktion*. Huber, Bern 1980.

- Valins, S.:* Cognitive effects of false heart-rate feedback. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 400-408, 1966.
- Vanier, J.:* Heilende Gemeinschaft. Müller, Salzburg 1984.
- Vignoles, V. L.:* Evaluating models of identity motivation: Self-esteem is not the whole story. *Self and Identity*, Vol. 1 (3), 201-218, 7-9 / 2002.
- Walsh, D.:* Die Gründe für den verbreiteten Missbrauch in der katholischen Kirche. Trend Anti-Quariat, Berlin 2002.
- Walster, E. et al.:* Equity: Theory and research. Allyn & Bacon, Boston 1978.
- Webler, A.:* Das Riesen-Geschäft mit dem Sex. Neue Westfälische Bielefeld, Nr. 249, 24.10.2008.
- Weiner, B.:* An attributional theory of motivation and emotion. Springer, New York 1986.
- Weitz, M.:* Der Zölibat des Weltpriesters zwischen Ideologie und Theologie. Kovac, Hamburg 1998.
- Wicklund, R.:* Freedom and reactance. Lawrence Erlbaum, Potomac, Maryland 1974.
- Wicklund, R. A.:* Self-focused attention and the validity of self-reports. In: Zanna, M. P. & Herman, C. P. (Hrsg.): Consistency in social behavior. The Ontario Symposium, Bd. 2, Erlbaum, Hillsdale/N. J. 1982.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M.:* Self-symbolizing and the neglect of others' perspectives. *Journal of Personality and Social Psychology*. 1985.
- Wicklund, R. A. & Gollwitzer, P. M.:* The fallacy of the private-public self-focus distinction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 702-715, 1985.

Wispé, L.: Toward an integration. In: Wispé, L. (Hrsg.): Altruism, sympathy and helping. Academic Press 1978.

Wood, G. V.: Resigned clergy as compared to active clergy and seminarians on self concept, work values and anxiety. Dissertation Abstracts International. Vol. 37 (8-A), 4879, 2 / 1977.

Zander, H. C.: Zehn Argumente für den Zölibat. Patmos, Düsseldorf 1997.

Zelinka, U.: Normativität der Natur - Natur der Normativität. Herder, Freiburg 1994.

Zillmann, D.: Attribution and misattribution of excitatory reactions. In: Harvey, J. H. et al. (Hrsg.): New directions in attribution research. Bd. 2. Lawrence Erlbaum, Hillsdale/N. J. 1978.

Zimbardo, P. G.: The human choice: Individuation, reason and order versus deindividuation, impulse and chaos. In: Arnold, J. W. & Levine, D. (Hrsg.): Nebraska symposium on motivation, Bd. 17. University of Nebraska Press, Lincoln 1969.

Zulehner, P. M.: Sie gehen und werden nicht matt. Priester in heutiger Kultur. Schwabenverlag, Ostfildern 2001.

Zulehner, P. M.: Priester im Modernisierungsstress. Schwabenverlag, Ostfildern 2001.

Sonstige Quellen:

<http://www.forsa.de>

<http://www.fowid.de>

<http://www.google.de>

<http://www.ikvu.de>

<http://www.kein-taeter-werden.de>

<http://www.priesterkinder.com>

<http://www.sexstudie-deutschland.de>

<http://www.tns-emnid.com>

<http://www.vkpf.de>

<http://www.wdr5.de>

<http://www.wir-sind-kirche.de>

<http://www.zoelibat-frauen.de>

Datenbanken Universität Bielefeld:

PSYNDEXplus

PsycINFO

Anhang 1:

SAM-FRAGEBOGEN

Auf der folgenden Seite finden Sie Gedanken niedergeschrieben, die auftreten können, wenn man sich mit sich selbst beschäftigt. Bitte geben Sie an, wie häufig diese Gedanken bei Ihnen persönlich auftreten („sehr oft“, „oft“, „ab und zu“, „selten“, „sehr selten“) und machen Sie jeweils ein Kreuz in das entsprechende Kästchen.

Beispiel:

Ich bin mit mir zufrieden.

☒ 4 3 2 1
sehr oft oft ab und zu selten sehr selten

In diesem Falle würde dieser Gedanke
„sehr oft“ bei Ihnen auftreten.

5 4 3 ☒ 1
sehr oft oft ab und zu selten sehr selten

In diesem Falle würde dieser Gedanke
„selten“ bei Ihnen auftreten.

Entscheiden Sie möglichst schnell und ohne langes Nachdenken und lassen Sie bitte nichts aus.

Name/Code: _____ Alter: _____ Geschlecht: ☐ weiblich
☐ männlich

	Rohwert	T-Wert	Prozentrang	Stanine
SAM-P				
SAM-Ö				

Copyright by Verlag für Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe, Göttingen.
Urheberrechtlich geschützt. Nachdruck und Vervielfältigungen jeglicher Art, auch einzelner Teile oder Items, sowie die Speicherung auf Datenträgern oder die Wiedergabe durch optische oder akustische Medien verboten.

Anhang 2:

1. Es ist mir wichtig, meine eigenen Bedürfnisse zu erkennen	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
2. Ich achte darauf, wie ich aussehe	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
3. Ich erforsche gründlich meine Absichten	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
4. Ich betrachte mich gern im Spiegel	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
5. Ich mache mir Gedanken darüber, wie ich auf andere Menschen wirke	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
6. Ich versuche, über mich selbst etwas herauszufinden	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
7. Ich denke über mich nach	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
8. Ich mache mir Gedanken über die Art, wie ich die Dinge anpacke	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
9. Ich spüre es, wenn sich meine Stimmung verändert	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
10. Ich beobachte sorgfältig meine innersten Gefühle	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
11. Ich denke im nachhinein darüber nach, welchen Eindruck ich auf andere gemacht habe	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
12. Ich merke, wie ich mich selbst beobachte	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
13. Ich glaube, ich kenne mich selbst sehr genau	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
14. Ich achte darauf, daß ich in einem guten Licht erscheine	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
15. Bevor ich aus dem Haus gehe, werfe ich einen letzten Blick in den Spiegel	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
16. Ich spüre richtig, wie mein Kopf arbeitet, wenn ich ein Problem löse	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
17. Es ist mir unangenehm, wenn andere mich beobachten	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
18. Ich achte auf mein Aussehen	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
19. Ich mache mir Gedanken darüber, wie ich mich in Gegenwart anderer geben soll	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
20. Ich achte auf meine eigenen Bewegungen und meine Körperhaltung	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
21. Ich ertappe mich dabei, wie meine Gedanken um mich selbst kreisen	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
22. Ich überlege, was meine Freunde und Bekannten von mir denken	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
23. Ich bin mir über meine eigenen Pläne und Ziele sehr gut im klaren	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
24. Ich spüre es, wenn mich jemand beobachtet	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
25. Ich denke über mich und mein Leben intensiver nach als andere Menschen	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
26. Ich denke darüber nach, welchen Gesichtsausdruck ich gerade habe	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten
27. Es ist mir wichtig, wie andere über mich denken	5	4	3	2	1
	sehr oft	oft	ab und zu	selten	sehr selten

Anhang 3:

Guten Tag!

Im Rahmen meiner psychologischen Dissertation an der Uni Bielefeld zum Thema "Zölibat" bitte ich Sie um die Teilnahme an einer Studie und würde mich sehr freuen, wenn Sie die unten stehenden Fragen beantworten sowie den angehängten Fragebogen vollständig ausfüllen und alles zusammen möglichst schnell zurücksenden würden!

Ich sichere Ihnen absolute Anonymität zu!

Vielen Dank!

Dipl.-Psych. Birgit-Sofie Rösgen-Biel

Wie alt sind Sie?Jahre

Wie lange waren Sie Priester?Jahre

Wie lange sind Sie nicht mehr Priester?Jahre

Welchen Beruf üben Sie nun aus?

Sind Sie..... (Zutreffendes bitte ankreuzen!)

Single

verheiratet

geschieden / getrennt lebend

in fester Beziehung

Haben Sie Kinder? ja nein

Falls ja - wieviele?

Anhang 4:



Vereinigung kath. Priester und ihrer Frauen e. V.

Der Vorstand

1. Vorsitzender:

Claus Schiffgen, [REDACTED]

Web: <http://www.vkpf.de>

Liebe Freundinnen und Freunde in der VKPF!

Heute wende ich mich mit einem ungewöhnlichen, aber dafür nicht minder interessanten Anliegen an euch. Die Psychologin Birgit-Sofie Rösgen-Biel aus Bielefeld, [REDACTED] bat mich, die VKPF möge sie bei der Erstellung ihrer Dissertation unterstützen (Thema: „Das Zölibat katholischer Priester unter psychologischen Gesichtspunkten“), was ich gerne zugesagt habe. Den anhängenden Fragebogen bitte ich euch, **innerhalb von 3 Wochen** auszufüllen und entweder per E-Mail (Einscannen und als Mailanhang abschicken), Post oder Fax an mich zu senden oder – dann nur auf dem normalen Postweg – Frau Rösgen-Biel direkt, damit ich dann die gesammelten Werke ihr zuschicken kann (letzteres ist vll. für diejenigen wichtig, die ihre Anonymität ansonsten nur unzureichend gewahrt empfinden).

Nur suspendierte Priester sollten diesen Fragebogen ausfüllen (also Priester ohne Amt, unabhängig davon, ob sie vom Zölibat dispensiert sind oder nicht) – falls jemand diesen Brief erhält und nicht unter diese Zielgruppe fällt, kann er ihn getrost ignorieren.

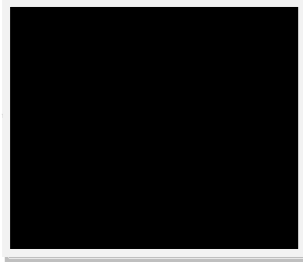
Bei den von Frau Rösgen-Biel selbst formulierten Fragen (das sind die auf dem ersten Blatt mit ihrem Anschreiben) bitte die Fragen 2 und 3 nicht auf die Goldwaage legen – sie ist Psychologin und keine Theologin und hat diese Fragen auch entsprechend laienhaft formuliert, [REDACTED] Sie stellen keineswegs eine Bewertung von uns suspendierten Priestern dar.

Die Adresse von Frau Rösgen-Biel lautet: [REDACTED]

Es würde mich freuen, wenn möglichst viele sich in den Dienst der Wissenschaft stellten und an der Erzielung empirischer und damit seriöser Ergebnisse zum Thema Zölibat mitwirken würden (m. E. seriöser als seinerzeit das doch eher autobiographisch geprägte Buch „Kleriker – Psychogramm eines Ideals“ von Eugen Drewermann).

Mit lieben Grüßen und guten Wünschen,

Anhang 5:



Pfr. i.R.



Sehr geehrte Frau Rösge-Biel ,

Ihr Fragebogen hat auch mich als Mitglied der VPKF erreicht, wenngleich ich ihn ja nicht ausfüllen brauche. Ich bin bei der Vereinigung von Anfang an dabei gewesen und habe mit drei anderen Kollegen 1987 den (in Kopie) beiliegenden Aufruf verfasst. Genau dieses Anliegen der Aufklärung über den Unwert des Pflichtzölibats im lat. Ritus scheint mir jetzt zu kurz zu kommen. Auch Sie fragen in Ihrem 27-Teiler nur nach den "inneren Vorgängen" der suspendierten Priester, - und genau das war im Beginn der Arbeit der VPKF nicht unser Anliegen. Wir wollten Kirche und Gesellschaft verändern und nicht ihren zu verändernden Status beweinen. Das hängt auch damit zusammen, daß ein Priester mit Suspension von Amt und Dienst gleichwohl Priester bleibt und nicht aufhört, Priester zu sein. Insofern sind die Fragen nach der Dauer des Priesterseins theologisch , und vor allem kirchenrechtlich , falsch. Sie haben übersehen, zwischen Stand und Beruf zu unterscheiden, (was ich Ihnen nicht übel nehme, weil es Viele tun).

Wenn Ihre Arbeit beendet ist, würde ich sie gerne lesen. Geben Sie mir Nachricht ?

Mit freundlichem Gruß, Ihr

Zu meiner Person: * 1936.

Pf

Pfarrer

Anhang 6:

vers *Kopie*

Priester d. Erzbistums München, [redacted] im
[redacted] Pfarrer *mp* [redacted]
Priester des Bistums Aachen, [redacted] en
[redacted] Pfarrer [redacted]
Priester des Bistums Osnabrück, [redacted]
[redacted] Kaplan *mp* [redacted] ach
Priester des Bistums Mainz, [redacted]

19. September 1987

An
die katholischen Priester
der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland

Liebe Mitbrüder !

Wir wenden uns an Euch mit einem Thema, über das unter uns wenig gesprochen wird, der anhaltenden Verknüpfung von priesterlichem Amt und Pflichtzölibat. Wir sind im Amt, wollen es auch bleiben und haben keine Heiratspläne, wir machen uns aber Sorgen um unsere Kirche und wollen nicht länger schweigen zu einem Problem, dessen praktische Auswirkungen diejenigen unter Euch am besten kennen, die mehrere Gemeinden zu betreuen haben. Vielen von uns verlangt der Zölibat Energie ab, die sonst in eine kraftvolle und evangeliengemäße Gemeindegarbeit fließen könnte. Das Charisma der Ehelosigkeit kann sich in der gesetzlichen Verknüpfung von Priestertum und Zölibat nicht entfalten. Verheiratete Priester würden auch in der Ehe- und Familienpastoral glaubhafter beraten und wirken, als wir es jetzt können. Die praxisnahe Frömmigkeit einer Priesterfamilie würde den Gemeindedienst des priesterlichen Ehemannes und Vaters wirksam fördern.

Wir können nicht mehr einsehen, daß unsere Kirche an einer Regelung festhält, die von den meisten Katholiken nicht mehr verstanden wird. Eine Regelung, die im Mittelalter mit der Forderung nach kultischer Reinheit und aus politisch/wirtschaftlichen Gründen eingeführt worden ist! Dürfen wir weiterhin zulassen, daß jungen Männern der Weg zum Priestertum versperrt wird, nur weil sie auch die Berufung zum Ehemann und Vater spüren? Darf das Zölibatsversprechen auch weiterhin um seiner selbst willen abgelegt und eingefordert werden?

Es geht uns nicht darum, aus einer Zeitgeist-Strömung des Sexismus und der Emanzipation heraus alles und jedes haben zu wollen und tun zu dürfen. Wir sehen nur, daß Priestertum und Ehe miteinander vereinbar sind, daß dies biblisch ist, lange Jahrhunderte in der Frühzeit der Kirche die Praxis war und in der Ostkirche heute noch ist.

Wenn Ihr diesen Überlegungen, vielleicht auch nur zum Teil, zustimmen könnt, dann denkt bitte darüber nach, ob Ihr den Mut aufbringt, nicht länger zum Pflichtzölibat zu schweigen! Seit Jahrhunderten hat er viel Unheil und Leid gebracht, sein Sinn wird immer zweifelhafter, nicht nur bei den unmittelbar Betroffenen, sondern auch bei den Gemeinden.

Den unseitigen Brief empfehlen wir Eurer sorgfältigen Lektüre, sein Anliegen Eurem Engagement.

Grüß Gott ! Eure

[redacted] [redacted]
[redacted] [redacted]

ERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig erarbeitet und keine anderen als die aufgeführten Hilfsmittel verwendet habe.

Bielefeld, August 2009 / 2010

Birgit-Sofie Rösgen-Biel

